OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE", des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID" E. V. München, der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT", Berlin, der „DEUTSCH-FINNLÄNDISCHEN VEREINIGUNG", Berlin und des „DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES" E. V., Berlin.

Herausgeber: Dr. **Falk Schupp**, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3.
Verlag: **J. F. Lehmann**, München, Paul Heyse-Straße 26.

2. Februarheft 1917

Diese Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark

Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26 (Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank)

2. Jahrgang Nr. 4

Inhalt.

Originalarbeiten:

Bugge, Das künftige Schicksal des Landes der tausend Seen. S. 50.
Peschke, Moltke und die orientalische Frage. S. 53.
Jacovic, Ist Albanien als selbständiger Staat lebensfähig. S. 54.
Dohrmann, Rassputins Glück und Ende. S. 56.
Bencke, Das mohammedanische Problem des Ostens. S. 57.
Löwinger, Die Transportwege aus Deutschland nach der Levante. S. 59.
Leonhard, Die Völkerwanderungen der Gegenwart. S. 60.
Dehn, Der türkische Theodor Körner. S. 62.

Mitteilungen:

Russland als englisches Ausbeutungsziel. S. 63. — Russische Trugbilder in der ukrainischen Schulfrage. S. 63. — Reichsdeutsche Hilfe für Siebenbürgen. S. 64. — Für das Rote Kreuz in Bulgarien. S. 64. — Kaiser Wilhelm für sein bulgarisches Regiment. S. 64. — Rumänische Verblendung. S. 64. — Ein Bulgare über Kaiser Wilhelm. S. 64. — Balkan-Orient-Filmgesellschaft m. b. H. S. 64. — Verkehrspolitische Vierverbandsträume. S. 64. — Ein Appell der Ukrainer an Nordamerika. S. 64.

Bücherbesprechungen: 2. Umschlageseite.

Bücherbesprechungen.

Der schlimmste Feind. Mehr denn je bedürfen wir zurzeit eines Kompasses, der uns durch das Gestrüpp der Tagesmeinungen und parteitaktischen Voreingenommenheiten sicher hindurchgeleitet und uns klar den Weg weist, der Deutschland in und nach dem Kriege zu neuer Größe, Kraft und Sicherheit führt. Wir gewinnen ihn immer noch am besten, wenn wir das Buch der deutschen Geschichte aufschlagen und darin einige bedeutsame Blätter nachlesen, von der jüngsten Vergangenheit vor dem Weltkrieg an, zurück etwa zu den Tagen der Hansa, zu den Tagen des Glanzes und der Kraftentfaltung im Mittelalter, oder zu den schweren Kämpfen Friedrichs des Großen, seines Ahnherrn, des Großen Kurfürsten und zu dem den fürchterlichsten Krieg Deutschlands endenden westfälischen Frieden. Dieser Friede gerade steht am Ende eines Abschnittes unserer Geschichte, dessen Spuren — man kann es ruhig sagen — noch heute sprechen, und zwar eine so eindringliche Sprache, daß jeder nur halbwegs Gebildete seine Lehren für alle Zeiten daraus ziehen muß.

„Das heilige Deutsche Reich hatte um der Bekenntnisfragen willen dreißig Jahre lang sich selbst zerfleischen und im Kampfe mit Frankreich verbluten müssen, nur damit England über See die Arme frei behielte."

So schreibt Fritz Bley in seinem neusten Buch „Der schlimmste Feind".*) Und an einer anderen Stelle dieses Buches lesen wir: „Österreichs Unglück ist es zu allen Zeiten gewesen, daß es in seinen Kriegen zu wenig das Auge auf England gerichtet gehalten hat." — Wenn wir nicht in dieselben Fehler der ehemaligen Habsburgischen Politik verfallen wollen, die sich leider Gottes stets viel zu wenig um das Schicksal der für uns so bedeutungsvollen Nordseeküste gekümmert hat und deren Schwäche wir auch den Verlust von Elsaß-Lothringen verdankten, so müssen wir uns über alle die bösen Folgen klar werden, die jene Unterlassungssünden im Laufe der Jahrhunderte für das Deutschtum heraufbeschworen haben. Sicherlich werden wir danach den dringenden Wunsch empfinden, daß Deutschland, wenn es nur irgend möglich ist, noch heute, und gerade noch heute jene alten Fehler wieder wettmachen möge.

Das genannte Buch von Bley, das mit der dem Verfasser eigenen Frische und köstlich unbekümmerten Selbständigkeit des Urteils geschrieben ist, kann man getrost als einen brauchbaren Kompaß ansprechen, weil es an der Hand der deutschen Geschichte die Lösung der uns jetzt am meisten bewegenden Fragen der äußeren Politik unternimmt. Naturgemäß weist es uns allüberall auf eine geschichtliche Erkenntnis hin, die gottlob heutzutage nicht mehr nur bei den ehemals verschrieenen Alldeutschen, sondern in den weitesten Kreisen des Vaterlands durchgedrungen ist, nämlich: daß England seit seinen frühen Tagen der Störenfried Europas und der ganzen Welt, — daß es eben „der schlimmste Feind" ist, dessen Gewaltpolitik nun endlich nach Jahrhunderten zu brechen mit Rücksicht auf unsere weitere Lebensfähigkeit auch ein Ziel dieses Krieges sein muß. Wie dies geschehen kann, und welche „realen Garantien" wir dann in der Hand behalten müssen, — das liest man am besten eben bei Bley selbst; an dessen lebendiger, klarer Darstellungsart, der Fähigkeit, historische Zusammenhänge aufzudecken, und prachtvoller, vaterländischer Gesinnung, jeder seine Freude haben wird. Diese Gesinnung deckt sich durchaus mit jener, welche aus den auch von Bley angeführten Worten herausklingt, die Graf Zeppelin am 25. August 1916 bei der Begrüßung der U-Deutschland in Bremen sprach:

„Nie wieder wird eine so glückliche Überlegenheit der deutschen Wehrmacht in einigen wichtigsten technischen Beziehungen uns die Möglichkeit des notwendigen Erfolges und die Übermacht verleihen können, über die wir jetzt durch die Gunst der Vorsehung, durch die eigene Tüchtigkeit, durch das Genie unserer Erfinder verfügen. Unsere Überlegenheit an schweren Geschützen, unser Besitz an den vortrefflichsten und gebrauchsfähigsten Unterseebooten und endlich unser Vorsprung in Gestalt der Zeppeline, denen die Feinde nichts Gleichwertiges zur Seite uns entgegenstellen können, ermöglichen uns einen Sieg gegen die halbe Welt, dessen Wahrscheinlichkeit nur höchst leichtsinnige Menschen als vielleicht einmal wiederkehrend bezeichnen können. Wenn wir diese Überlegenheit jetzt nicht nützen, zieht schweres Unheil für uns herauf. Recht angefaßt und vorbereitet, ist es auch jetzt noch möglich, uns die Handlungsfreiheit zu verschaffen, die wir immer notwendiger brauchen werden." (m) Dr. E. Kühn

Aage Madelung: **Aus Ungarn und Galizien**, Kriegsberichte. Verlag S. Fischer, Berlin. Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Neben Sven Hedins Kriegsberichten dürfen die des skandinavischen Dichters Madelung als Denkmale neutralen Urteils künftig hohen Wert beanspruchen, wie sie heute schon einen großen Kreis von Lesern innerhalb und außerhalb der schwarzweißroten Pfähle finden. Aage Madelung beschreibt nicht nur, er ergründet mit seherischem Blick Natur und Seele der Länder, in die ihn seine Aufgabe als Kampfberichterstatter geführt hat. Selbst eine Kämpfernatur, erkennt er im deutschen Volk das Siegfriedideal, das er in philosophisch begründeter Weise darzustellen versteht.

*) Fritz Bley: Der schlimmste Feind. Verlag Erich Matthes, Leipzig. Preis M. 1,60.

Auch über Ungarn, das bei uns so wenig gekannte Bundesland, gibt Madelung Schilderungen von unmittelbarer Frische und Urwüchsigkeit, die manches dazu beitragen können, alte, wohl nicht mehr zutreffende Vorurteile zu zerstreuen. (m)

Dr. Falk Schupp.

Otto Freiherr von Taube: **Zur Frage deutscher Siedlung auf neuerworbenem Gebiet.** Verlag Felix Lehmann, Berlin-Charlottenburg.

Eine lichtvolle Erörterung aller der Gesichtspunkte, die beim Siedlungswesen in neuerworbenen östlichen Gebieten in Frage kommen, die bahnweisenden Ideen des Regierungspräsidenten von Schwerin in Frankfurt a. O. ergänzend und zum Teil weiter verfolgend, bietet diese kleine Schrift.

Die Heranziehung alter erprobter Rechtsformen wie z. B. des Gesetzes über die häusliche Erbfolge in der Provinz Westfalen von 1836 und ähnlicher leider mehr und mehr mißachtet gewesener Grundsätze konservativen Fortschrittes bilden einen besonderen Anziehungspunkt der Arbeit. (m) Thudichum.

Dr. Georg Somssen, Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft in Berlin und Direktor des Schaffhausenschen Bankvereins A.-G. Cöln, „**England und wir**", Vortrag, gehalten im Verein der Industriellen des Regierungsbezirkes Cöln a. Rh. Verlag Marcus & Weber, Bonn.

Der Verfasser erörtert mit einem gediegenen Rüstzeug finanztechnischer Kenntnisse die politische und geldwirtschaftliche Lage Englands und kommt zu dem Schluß, daß der Krieg, obwohl uns noch Schweres bevorsteht, die Freiheit der Meere und damit das Ende der englischen Seetyrannei durch technische Errungenschaften gebracht habe. Er behauptet, das Wort sei wahr geworden: was mich nicht besiegt, das macht mich stärker, und so sollten wir nicht Englands Vernichtung verlangen, sondern die Forderung erheben, Gleichberechtigung mit England. Es sind die politischen Ideale der Frankfurter Zeitung und des von ihr vertretenen Großkapitals, das sich unaufhörlich mit dem Rezept abplagt, wie man jemand waschen kann, ohne ihn naß zu machen. (m)

Thudichum.

Kurland und Litauen. Ostpreußens Nachbarn. Von Johannes Wronka. Mit 12 Bildern und 1 Kärtchen. 8° (XII u. 176 S.) Freiburg i. Br. 1917, Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 2,20, in Pappband M. 3.—.

Eine ausgezeichnete Darstellung, die den besonderen Nachdruck nicht auf Kurland sondern auf Litauen legt und nicht in allem, was sie bringt, auf dem festen Boden eigner Erfahrung steht. Der Verfasser ist nicht Litauer, sondern Deutscher und hat in langer Berufsarbeit in jenen Grenzgebieten Ostpreußens und Rußlands eigne Eindrücke sammeln können. Noch unbekannter beinahe als das Volk der Ukrainer oder das der Weißruthenen ist uns bisher das der Litauer gewesen, obwohl wir einen nicht unerheblichen Bruchteil dieses Volkes auf ostpreußischem Boden haben.

So ist die Darstellung Wronkas besonders wertvoll, da sie die Leidensgeschichte dieses Volkes aus der Perspektive des wohlwollenden Beurteilers wiedergibt. Besonders die deutschen Katholiken werden sich mit Anteilnahme der Kenntnis dieses nichtslawischen Volkes zuwenden, das mit so innig mystischer Verehrung an seinem Marienglauben und seiner römischen Kirche hängt.

Bildschmuck und eine Karte tragen zum besseren Verständnis wesentlich bei. (m) Thudichum.

Sibirien in Kultur und Wirtschaft. Von Dr. jur. et phil. Kurt Wiedenfeld, ord. Professor an der Universität Halle. Bonn 1916. A. Marcus und E. Webers Verlag (Dr. jur. A. Ahn). Preis 2,20 M.

Sibirien ist das Auffrischungsland der moskowitischen Rasse, sein Zukunftsgebiet. Aus dem verkommenen, schmutzigen, schnapsduftenden Muschik der altrussischen Gouvernements wird ein stämmiger, kraftvoller Bauer in der zweiten, nach Sibirien verpflanzten Generation. Die besten Soldaten, die unseren feldgrauen Helden jenseits der Ostgrenze gegenübergetreten sind, waren neben manchen anderen Fremdstämmigen vor allem die Sibirier.

Dort auch leben Tausende von Militär- und Zivilgefangenen und aus den Baltenlanden verschleppte Deutsche, und so haben wir an allen Darstellungen dieses seltsamen Landes, das mit den Schauern der Eiswüsten und den Furchtbarkeiten der staatlichen Bergwerksklaverei in unserer überlieferten Auffassung steht, ein besonderes Interesse.

Kurt Wiedenfeld hat schon vor 15 Jahren die sibirische Bahn befahren und darüber in einer Schrift berichtet. In vorstehender neuer Arbeit geht er daran, das Land in Kultur und Wirtschaft aufzuzeigen und seine Zukunftsmöglichkeiten zu ergründen. Auch dem deutschen Bauernelement, das als Zwangssiedler nach Westsibirien verschleppt wurde, widmet er seine Aufmerksamkeit. Seine Schilderungen erstrecken sich auf Land und Stadt gleichmäßig und er vergißt nicht der politisch Verschickten zu gedenken, die am meisten zur geistigen und kulturellen Erstehung dieser weiten Gebiete beigetragen haben.

Wie die weltwirtschaftliche Bedeutung Sibiriens nach dem Kriege sich gestalten wird, ist unsicher, soviel aber dart angenommen werden, daß es besonders für die Weststaaten Europas der Butterlieferant wird. (m) Thudichum.

OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits - Bestrebungen „UKRAINE", des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID" E. V. München, der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT", Berlin, der „DEUTSCH-FINNLÄNDISCHEN VEREINIGUNG", Berlin und des „DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES" E. V., Berlin.

Herausgeber: Dr. **Falk Schupp**, Berlin, Prinz Albrecht-Str 3.
Verlag: **J. F. Lehmann**, München, Paul Heyse-Strasse 26.

2. Februarheft 1917

:: :: Diese Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark :: ::
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen :: :: an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26 :: ::
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank.)

2. Jahrgang Nr. 4

Das künftige Schicksal des „Landes der tausend Seen".

Von Realschuldirektor E. F. Bugge, Wiesbaden.

Etwa seit Beginn des zweiten Weltkriegsjahres gärt es im Innern der anhängselartigen Fremdkörper, die der ländergierige moskowitische Staatskoloß, die militärische Schwäche seiner westlichen und südlichen Nachbarn schlau ausnützend, sich im Laufe der letzten Jahrhunderte angegliedert hat.

Aufgerüttelt aus ihrer politischen Erschlaffung durch die echtdeutschen Keulenschläge, die die geniale Feldherrnkunst unseres Hindenburg dem schwerfälligen russischen Bären in der Winterschlacht an den Masurischen Seen beigebracht hatte, rieben sich die seit Peter dem Großen geknechteten Völkerschaften die Augen und begannen an ihren Sklavenketten zu zerren. . . .

Voran Polen — das seit 1795 von Rußland mit Füßen getretene, sprachlich mißhandelte. Jubelnd strömten beim weiteren Vorrücken unserer verbündeten Ostheere die polnischen Jungschützen zu den schwarz-gelben Fahnen, um tapfer bei der Befreiung ihres geknechteten Vaterlandes mitzuhelfen, die dann im vorigen Jahr auch glücklich mit dem Siegeseinzug des bayrischen Prinzen Leopold in Warschau zur Tat wurde. Seitdem atmet das zwar noch aus tausend Kriegswunden blutende Land, wie von einem bösen Alp erlöst, auf, und frisches nationales Leben und Geistesleben beginnt unter Germaniens Schwertschutz aus den Ruinen des schwergeprüften Weichsellandes zu blühen! —

Auch im Südosten des russischen Riesenreiches, am Strande des blauen Dnjepr, wo einst vor nahezu tausend Jahren schon ein verhältnismäßig hochentwickeltes Staatengebilde entstand, glimmt im geheimen, aber wohlgenährt von den intelligenteren Volksschichten, unter der Asche jahrhundertelanger religiöser, politischer, sprachlicher und sozialer Leiden der Selbständigkeitsfunke eines bis aufs Mark ausgesogenen, wohlbeanlagten Kernvolkes slawischer Abstammung, das aber in Sprache, Geschichte und Poesie dem Moskowitertum völlig ebenbürtig gegenübersteht. Hoffnungsvoll richten sich wohl gerade in der gegenwärtigen Phase des Weltkrieges die Blicke der Ukrainernation nach der kampfumtobten Moldau, wo Mackensens todesmutige deutsch-bulgarisch-ottomanische Scharen in unaufhaltsamem Sturmangriff nach Beßarabien vorstoßen, — und erwarten mit dem weiteren Vormarsch der Verbündeten das Zeichen zur Erhebung gegen ihre großrussischen Unterdrücker und die Wiederaufrichtung des uralten Kijewer Kulturstaates! —

Ganz deutlich vernehmbare aufrührerische Stimmen dringen neuerdings aus dem unglücklichen „Lande der tausend Seen" an unser gespannt aufhorchendes deutsches Ohr. Das Maß planmäßig betriebener Unabhängigkeitsberaubung scheint in Finnland voll bis zum Überlaufen zu sein! . . .

Die Petrograder Regierung begnügt sich seit Kriegsausbruch nicht nur mit der brutalen Vernichtung der rechtlichen Grundlagen der finnischen Autonomie, deren Aufrechterhaltung der jetzige Zar, wie seine Vorgänger seit dem Jahre 1809, bei seiner Thronbesteigung feierlich gelobt hat; sie verstand es sogar, die engere Landesverwaltung vollständig zu „verrussen"! . . .

In seinem „Pseudosenat" hat Finnland jetzt nur noch eine ihm durchaus fremde, technisch unfähige Regierung. An der Spitze dieser Senats-Zentralämter stehen ausschließlich großrussische, völlig untaugliche Beamte. Ebenso sind die Gouverneure der einzelnen finnischen Provinzen nichts als gefügige Werkzeuge der Petersburger Russifizierungspolitik.

Zwar erhebt der finnische Landtag, dessen Mitglieder sich ohne Ausnahme hartnäckig auf den Verfassungsstandpunkt stellen, wieder und immer wieder Einspruch gegen die gröbliche Verletzung der Landesgesetze; — aber sein Protest verhallt ungehört. Seine Gesetzgebungstätigkeit ist zur Farce herabgesunken! Seine Beschlüsse bleiben jahrelang in der Newaresidenz unbestätigt liegen oder werden einfach vom Kaiser abgelehnt!

Im letztvergangenen Jahre ist das Parlament überhaupt nicht mehr einberufen worden. Deshalb wurde auch sein verfassungsmäßiges Budgetrecht seitdem planmäßig verletzt, indem die finanziellen Fragen, die der Landesverfassung gemäß nicht ohne die Mitwirkung der Volksvertretung geordnet werden dürfen, in letzter Zeit willkürlich durch sogenannte „Provisorische Dekrete“ von Petersburg aus geregelt werden. Die Folge davon ist, daß Millionen und aber Millionen finnischer Mark, statt für Finnland verwandt zu werden, in den Staatssäckel des heiligen Rußlands wandern! . . .

Geradezu unerhört ist seit Kriegsausbruch die polizeiliche Drangsalierung des unglücklichen Landes. Verfassungstreue finnische Staats- und Gemeindebeamte schmachten in innerrussischen Gefängnissen; einige sind sogar als Opfer ihres unbeugsamen Rechtsgefühls nach Sibirien verbannt worden! . . .

Unendlich verschlimmert hat sich die wirtschaftliche Lage des Großfürstentums seit 1914. Die Lebensmittel werden trotz ihrer Beschränktheit rücksichtslos von der russischen Militärverwaltung beschlagnahmt, und auch die Zufuhr vom Auslande bleibt infolge der Weltkriegswirren und der mit ihnen verbundenen deutschen Tauchbootgefahr völlig ungeregelt.

Das ist das tieftraurige Gegenwartsbild des von moskowitischem Despotismus gemarterten „Landes der tausend Seen“! . . .

Was Wunder, daß es in den letzten Monaten, zumal seitdem die gewaltige Brussilowsche Sommeroffensive auf deutschen und österreichisch-ungarischen Tapferkeitsgranit gebissen hat, nördlich von der Newa wie im Schlund eines feuerspeienden Berges, den man schon für erloschen hielt, mächtig zu rumoren beginnt?! . . .

Die geknechtete, kleine, geistig tüchtige und körperlich unverbrauchte Suomination scheint endlich aufgewacht zu sein aus ihrem jahrhundertelangen Knechtschaftsschlummer und sich kräftig auf sich selbst zu besinnen. . . .

Dazu kommt, daß die kürzlich aufgerollte Alandsinselfrage eine schrecklich deutliche Sprache redet!

Schöne Worte, mit Heuchlermienen von der Newaresidenz aus gesprochen, vermögen das in unmittelbare Nähe des Weltkriegstheaters gerückte Großfürstentum nicht länger zu täuschen. Es weiß nur zu gut aus den Beispielen der vom Kampf umtobten kleinen europäischen Staaten, welches Los ihm blüht, wenn die Entente die Riesendampfwalze Moskowiens auch über den skandinavischen Norden Europas hetzen wird! — —

Wird der Ausbruch des jahrhundertelang genährten Nationalhasses der finnischen Volkspsyche tatsächlich erfolgen? . . .

Oder soll diese aufrührerische Bewegung und Erregung des finnischen Volkes, wie so oft schon im wechselvollen Verlauf seiner traurigen Knechtschaftsgeschichte, ergebnislos verpuffen, um eine restlose Entrechtung der kulturell hochstehenden kleinen Dreimillionen-Nation herbeizuführen? . . .

So viel scheint auf den ersten Blick klar zu sein: die Gelegenheit zur Loslösung Finnlands vom russischen Staatsverband wäre in der gegenwärtigen Phase der Weltkriegswirren denkbar günstig gewählt! . . . Ja, ich möchte sogar behaupten: sie wird sich, jetzt *versäumt*, niemals wieder so erfolgversprechend darbieten! — — —

Das von Hindenburg hinter die Düna zurückgeworfene russische Nordheer, sowie die vom Prinzen Leopold von Bayern und unsern österreichisch-ungarischen Verbündeten in Schach gehaltenen russischen Karpathenarmeen sind vollauf durch den Weltkrieg in Anspruch genommen. Sie könnten kaum die nötigen Streitkräfte abgeben, um ein im hellen Aufruhr gegen seinen Unterdrücker befindliches Finnland wieder in Fesseln zu schlagen.

Auch die augenblicklich wenig zahlreichen und wenig starken russischen Besatzungen in den finnländischen Festungen würden nicht genügen, um eine planmäßig geleitete Aufstandsbewegung des Großfürstentums scheitern zu lassen, die, vom Innern des Landes ausgehend und kräftig von der an der Westküste wohnenden Bevölkerung schwedischen Stammes unterstützt, sich schneidig und schnell über das riesige, für einen Bandenkrieg größeren Stils wie geschaffene Felsen- und Seengebiet verbreiten würde. . . .

Andrerseits fragt sich nun allerdings: Würde die finnische Volkspsyche gegebenenfalls das genügende Quantum innerer Spannkraft besitzen, um sich zu solcher Befreiungstat kühn emporzuschwingen? . . .

Und ferner: Wie würde sich im Fall einer kräftig einsetzenden Rebellion das benachbarte, geschichtlich, kulturell und wirtschaftlich immer noch mit Finnland verknüpfte Schweden zu einem solchen Ereignis stellen? . . .

Das sind zweifellos hochwichtige Gegenwartsfragen, die sich dem aufmerksamen Beobachter der politischen Gesamtlage des nordosteuropäischen politischen „Wetterwinkels“ unwillkürlich aufdrängen und wohl verdienen, auch von uns Deutschen rechtzeitig und scharf ins Auge gefaßt zu werden! —

Leider scheint für den mit der Sonde der Psychologie arbeitenden Ethnologen zunächst so viel festzustehen, daß die finnische Rasse in Übereinstimmung mit dem zur Indifferenz neigenden mongolischen Charakter trotz aller im Augenblick äußerst günstigen Aussichten kaum hinreichend starke innere Triebkraft besitzt, um gegen Rußland loszuschlagen.

Das lehrt die finnische Landesgeschichte auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen. Auflehnungen gegen fremde Eroberer haben ja mehrfach stattgefunden, bis endlich 1809 sich die gewaltige russische Bärentatze zentnerschwer auf das unglückliche Land legte; aber sobald der Finne auf seine eigenen Kräfte angewiesen blieb, unterlag er ohnmächtig. So in der Unionszeit unter dänischer Herrschaft; so im Bauernaufstand, dem sogenannten „Keulenkrieg“ (1596 bis 1597), der sich gegen Schweden richtete; so endlich in den zahlreichen Aufständen gegen die russische Herrschaft, die sämtlich aus Mangel an Initiative und zähem Durchhalten im Keim erstickt wurden. . . .

Indolent und fatalistisch angehaucht, wie der Finne nun einmal psychologisch veranlagt ist, hat er sich als gehorsamer Soldat gar oft in den Heeren seiner Unterdrücker von Auslandskrieg zu Auslandskrieg schleppen lassen und für fremder Herren Rechte und Interessen gefochten und geblutet. So war es namentlich unter Gustav Adolf im Dreißigjährigen Kriege, — so auch unter Karl X. Gustav im Schwedisch-polnischen Kriege, — so unter Karl XII. im Nordischen Kriege, — — — so in den Napoleonischen Kämpfen von 1813—15, — so im Krimkriege, — so im Türkenkriege von 1877—1878, so im russisch-japanischen Kriege, — — und so ist es auch heute noch im Weltkriege, wo Finnlands Söhne ihr Blut für den Zaren und seine ländergierige Politik verspritzen! . . .

Soll das wirklich in Zukunft auch so bleiben? . . .

Wird nicht endlich einmal eine stärkere Macht erlösend in die schwachen Speichen des kleinen finnländischen Schicksalsrades eingreifen, um dem arg heimgesuchten Völkchen zur wohlverdienten Autonomie zu verhelfen? . . .

Ohne Frage ist das nahe *Schweden* in erster Linie stark an dem künftigen Schicksal des „Landes der tausend Seen" beteiligt.

Schweden war es, das das im Mittelalter noch völlig unkultivierte und unzivilisierte finnische Land und Volk nicht bloß mit dem überlegenen Schwert überwand, sondern auch mit fleißig schaffendem Pflug in mühevoller Arbeit urbar machte und christianisierte!

Und dann hat Schweden im Laufe der folgenden Jahrhunderte die Finnen stets ausnehmend milde und menschenfreundlich behandelt und in friedlicher, glücklicher Personalunion bis zum russischen Invasionsjahr 1809 regiert. . . .

Vor allem brachte es ihm bald das wertvolle Kulturgeschenk einer freien, volkstümlichen Staats- und Gemeindeverwaltung, wie sie jenseits der Ostsee im eignen Vaterlande schon im Mittelalter eingeführt war.

Neben dem Schweden übte der Finne das Recht, an der schwedischen Königswahl teilzunehmen, aus. Auch war er vollberechtigt, jedes staatliche und kirchliche Amt innerhalb der finnischen Landesgrenzen zu bekleiden.

Welch ein wohltuender, wahrhaft humaner Gegensatz zu dem heutigen rücksichtslosen Vergewaltigungsregime moskowitischer Halbbarbarei! . . .

Aber noch mehr.

Seitdem in der Folge der kraftvolle, kluge, politisch und sozial weitblickende Gustav Wasa (1523 bis 1560) durch seine intelligenten Mitarbeiter Petrus Särkilaks und Michael Agrikola, Bischof von Åbo, die lutherische Reformation in Finnland eingeführt hatte, blühte das Land unter ihm und seinen tüchtigen Nachfolgern wundervoll auf.

Es war die friedsamste und glücklichste Geschichtsperiode Finnlands!

Die Verwaltung wurde noch freiheitlicher gestaltet, die kommerzielle Übermacht der damals auch in den finnischen Städten herrschenden Hansa gebrochen, das noch unbebaute Felsengebiet im Nordosten des Landes kolonisiert.

Überall, in Stadt und Land, verbreitete sich Geistesbildung und bessere Sitte unter der intelligenten Bevölkerung und hob sie schnell auf ein verhältnismäßig hohes Bildungsniveau, dessen günstige Weiterentwicklung heute im krassen Gegensatz zur Ignoranz der russischen Eindringlinge steht! . . .

Die schwedische Nation hat also, um es kurz zusammenzufassen, ein positives Prioritätsrecht, in die von Finnland sehnlichst erstrebte Losreißung vom verhaßten Russenjoch ein Wort mitzureden, oder, wie kein Geringerer als unser genialer Feldmarschall Hellmuth von Moltke es prägnant einmal ausgedrückt hat: „Durch Tradition und Zivilisation ist *Finnland skandinavisch — nicht russisch!*"*) . . .

Und *muß* es jetzt *wiederum* werden — mit schwedischer Hilfe — füge ich als Germane offen, rückhaltlos und aus voller Herzens- und Verstandesüberzeugung hinzu! . . .

Folgerichtig fragt sich nun weiter: Wird Schweden gegebenenfalls militärisch stark genug gewappnet sein, um das geknechtete „Land der tausend Seen" endlich der russischen Tyrannei zu entreißen? . . .

Graf Moltke hat das seinerzeit in einer politischen Unterredung, die er gelegentlich seines Besuches im Jahre 1881 am Stockholmer Hof mit dem damaligen deutschfreundlichen König Oskar hatte, bezweifelt!

Indessen liegen die Verhältnisse heute in Schweden auf militärischem Gebiete doch wesentlich anders als — vor fünfunddreißig Jahren! . . .

Heer und Flotte dieses nächst Amerika und Spanien kraftvollsten neutralen Staates sind unter dem jetzigen energischen Könige Gustav, der die gefahrvolle poli-



Kartenskizze 1



Kartenskizze 2

tische Situation seines Landes mit scharfem Blick überschaut, vollständig reorganisiert. Namentlich die Artillerie ist durch Neuanschaffung schwerer Kruppscher Geschütze auf durchaus leistungsfähige Höhe gebracht worden; ein tüchtiges Fliegerkorps ist geschaffen worden; eine ganze Anzahl modernster Zeppeline gehen ihrer Vollendung entgegen. Die Landarmee kann im Mobilmachungsfall auf eine halbe Million wohlausgerüsteter und guteingeübter Soldaten gebracht werden, und hat im letztvergangenen Herbstmanöver, das nach einem bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Feldzugsplan auf einer Ost- und einer Nordostfront operierte, treffliche Proben ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt.

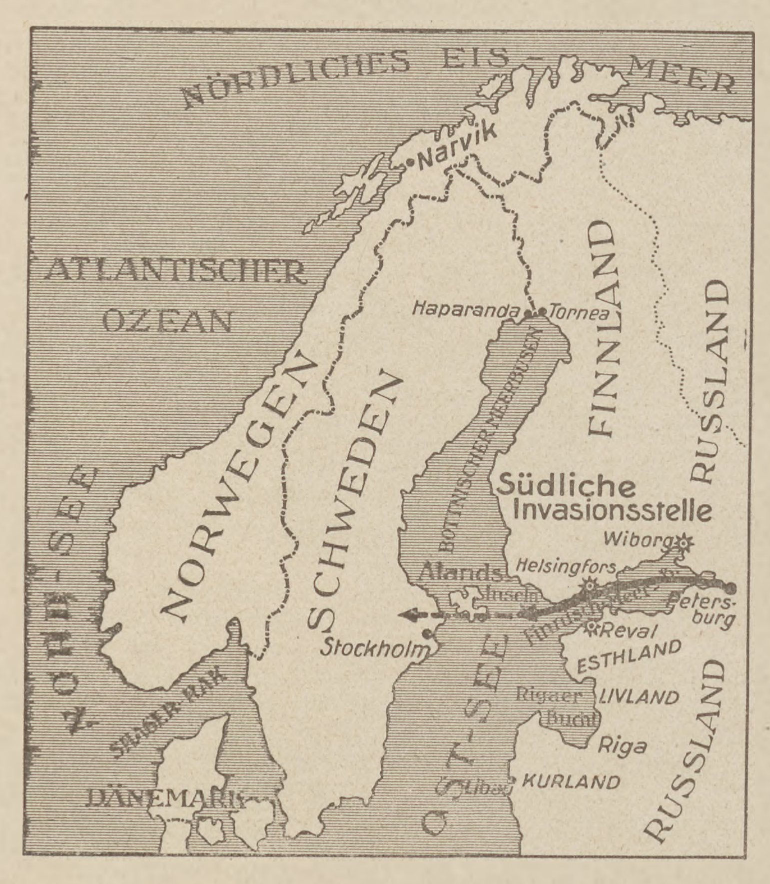
Dieser technischen Ausbildungshöhe des modernisierten Schwedenheeres entspricht das Menschenmaterial voll und ganz. Es ist von bester physischer Qualität und von Feuereifer beseelt, sich für den alten Ruhm des Vaterlandes und seine Unantastbarkeit mit dem

*) Sidney Whitman: „Deutsche Erinnerungen" (Seite 130).

östlichen Feinde zu schlagen, um die früheren Landesgrenzen Großschwedens wieder herzustellen, wie sie vor Peter dem Großen bestanden! . . .

Diese absolute Kriegsbereitschaft Schwedens ist aber auch hochnotwendig den neuerdings offen zutage tretenden moskowitischen Expansionsgelüsten gegenüber.

Wer die russische Volksseele gründlich studiert hat, weiß, daß das Riesenreich infolge seiner ungünstigen geographischen Hinterlandslage im äußersten europäischen Osten — gleichviel, ob seine Millionenheere



Kartenskizze 3

schließlich von den verbündeten Zentralmächten völlig überwunden werden, oder aber, ob Rußland in absehbarer Zeit mit uns einen Sonderfrieden eingehen wird — sehr bald wieder an einem andern Punkte seiner weitausgedehnten Westgrenze den Versuch machen wird, sich gewaltsam auszubreiten, um an den Atlantischen Ozean heranzurücken! . . .

Und diese neue Invasionsstelle kann nach dem gründlichen Fiasko, das im vorigen Jahre das Dardanellenabenteuer gemacht hat, keine andere sein — als das nordöstliche Skandinavien! . . . (Vgl. Skizze 2.)

Hier braucht Rußland notwendig einen während des ganzen Jahres eisfreien Kriegs- und Handelshafen, der es in den Stand setzt, jederzeit tatkräftig und bequem in die politischen Händel der Welt einzugreifen! . . .

Die russische Presse macht auch gar kein Hehl aus diesen nächsten Eroberungsplänen unseres östlichen Nachbars.

Schon vor zwei Jahren erklärte die „Nowoje Wremja“ mit offenherzigster Brutalität, „man könne doch einer Nation von 170 Millionen Einwohnern, die sich der Statistik nach jährlich um rund 3 Millionen Seelen vermehren, unmöglich einen *zu engen Rock* zuschneiden und ihr *die Ärmel* vollständig *zunähen!*“ . . .

Diese beiden Ärmel sind aber nichts anderes als die Dardanellen und der Zugang zum Atlantik durch das Nördliche Eismeer! . . (Vgl. Skizze 1.)

Das sagt den Schweden und Norwegern alles.

Haben die Russen aber erst, ausgehend von der Murmanküste — die augenblicklich in fieberhafter Eile von dem starkbefestigten Küstenplatz Alexandrowsk bis nach Petersburg Eisenbahnverbindung erhält — einen passenden norwegischen Hafen besetzt — etwa Narwik wegen der ausgiebigen Eisenerzlager der dortigen Umgegend! —, dann werden sie auch zur Rückendeckung dieser neuerworbenen Kriegstation das nötige Hinterland annektieren, um ihre Lebensmittel bequemer aus der Heimat zu Lande zu beziehen.

Man wende mir nicht ein, daß Rußland nach seiner voraussichtlichen gründlichen Schwächung durch den Weltkrieg militärisch nicht mehr stark genug sein wird, um solche nach Nordwesten abzielenden Annexionsgelüste in die Tat umzusetzen! . . .

Der russische Staatskörper ist einer lernäischen Hydra vergleichbar! . . .

Hat dieser beutelüsterne Raubtierkoloß nicht nach den empfindlichen Schlappen, die ihm die kriegstüchtigen schlauen Japaner in Ostasien beibrachten, schon 1914 wieder seine ländergierige Hand nach Ostpreußen und Galizien ausgestreckt? . . .

Welch ein tieftrauriges Los aber solchen unglücklichen Angriffsobjekten moskowitischen Ausdehnungsdranges, wenn auch nur vorübergehend, droht, — — das haben die Skandinavier zu Anfang des Weltkrieges an dem Beispiel der eben erwähnten Grenzprovinzen der verbündeten Mittelmächte mit Schaudern und Entsetzen erlebt! . . .

Unendlich vergrößert wird nun aber die dem Königreiche Schweden von Rußland drohende Invasionsgefahr neuerdings durch die oben bereits gestreifte Befestigung der russischen *Ålandsinseln*. (Vgl. Skizze 3.)

Bekanntlich hat unser östlicher Nachbar — offenbar kräftig durch die Entente dazu aufgestachelt! — in letzter Zeit die am Südende des Bottnischen Meerbusens gelegenen etwa 80 Felseninselchen stark befestigt und zu einem das ganz nahe Mittelschweden bedrohenden russischen „Gibraltar“ umgestaltet, obgleich im Pariser Frieden vom Jahre 1856 ausdrücklich bestimmt worden ist, daß Rußland dort niemals irgendwelche militärische oder maritime Stützpunkte anlegen dürfe! . . .

Es liegt auf der Hand, daß die winzige Entfernung dieser neuen wichtigen Ausfallstation von nur rund 60 Kilometern die schwedische Hauptstadt unmittelbar bedroht. Rußland kann sich jetzt mit leichter Mühe, von den befestigten Ålandsinseln aus seine Truppentransporte an der schwedischen Ostküste bewerkstelligend, dort irgendwo ein nordisches „Saloniki“ schaffen, um von hier aus auf die schwedische Hauptstadt ähnliche Pressungen auszuüben, wie sie die Franzosen und Engländer gegenwärtig dem unglücklichen Griechenland zuteil werden lassen.

So ist Schweden offenbar seit kurzem an zwei verwundbaren Stellen in seiner Selbständigkeit bedroht: im Nordosten und im Südosten! . . .

Darüber müssen sich die leitenden schwedischen Staatsmänner klar sein, daß die befestigten Ålandsinseln die Brücke bilden werden, auf der sich Britannien und Moskowien — die „Hüter der europäischen Zivilisation und Beschützer der kleineren neutralen Staaten“! — über der „*Leiche* Skandinaviens“ die Hände reichen! . . .

Von Norwegen braucht man eigentlich überhaupt nicht mehr zu reden, wenn es sich um die Verteidigung der skandinavischen Selbständigkeit handelt.

Das schwedische Volk beginnt nun erfreulicherweise

neuerdings in seinen patriotisch fühlenden Schichten der Riesengefahr, in der seine ganze nationale Existenz schwebt, fest ins Auge zu schauen.

Zwar hat sich die Stockholmer Regierung nach der kürzlichen erregten Reichstagsdebatte, die infolge der fortwährenden Vergewaltigung der englischen Überlandspostsendungen seitens der Engländer zu einem fulminanten Protest Veranlassung gab, wieder durch die heuchlerische Erklärung Rußlands beschwichtigen lassen, daß die Alandsinseln-Befestigung lediglich als Schutz gegen Deutschland nur für die Dauer des Weltkriegs gedacht sei! . . .

Was indessen von solchen russischen Beruhigungserklärungen zu halten ist, lehrt die Geschichte dieses Staates. Rußland hat selten die von ihm unterzeichneten Verträge gehalten, geschweige denn offizielle Versprechen erfüllt! . . .

Nein, nein! . . . Diesen Einfallsgelüsten muß endlich ein Eisenriegel vorgeschoben werden! ... ...

Als erster Rufer in diesem drohenden Streit Schwedens gegen russische Vergewaltigung ist bereits vor vier Jahren der weitschauende patriotische schwedische Politiker Dr. Sven Hedin auf den Plan getreten.

Bis zur Evidenz hat er in seiner klar durchdachten, schneidigen Flugschrift „Ett Varningsord"*) bewiesen, welche gefährlichen Endziele Rußland von einem gänzlich russifizierten Finnland aus in nächster Zukunft gegen Schwedens und Norwegens staatliche Freiheit verwirklichen wird.

Deshalb dringt der auch neuerdings als begeisterter Verehrer und warmherziger Freund der Zentralmächte und eines mitteleuropäischen Blocks an die Öffentlichkeit getretene Verfasser mit Nachdruck auf tatkräftige Abwehr der russischen Eroberungspläne durch möglichst umfassende Kriegsrüstung Schwedens zu Wasser und zu Lande, und betont namentlich, daß auch Deutschland einer eventuellen Verschiebung der russischen Machtsphäre nach dem Atlantischen Weltmeere nicht gleichgültig zuschauen könne!

*) „Ein Warnungsruf." Deutsch bei Brockhaus, Leipzig 1912.

Die warnende Stimme des deutschfreundlichen schwedischen Forschers und Vorkämpfers pangermanischer Kulturgemeinschaft gegen russische Überflutung ist auch bei uns und unsern treuen österreichisch-ungarischen Verbündeten nicht wirkungslos verhallt.

Wie wir und unsere Alliierten im Südosten unseres kampfdurchtobten Erdteils ein wesentliches Interesse daran haben, daß das ottomanische Reich als neugekräftigtes, lebensfähiges und abwehrendes Staatengebilde gegen russische Eroberungsgelüste erhalten bleibt; — daß ferner an unserer Ostgrenze das im vorigen Jahr aus der Asche hundertjähriger Abhängigkeit neuerstandene Königreich *Polen* einer freien, glücklichen und nationalen Zukunft entgegengeht und nicht mehr wie 1914 als militärisches Ausfallstor russischer Heere gegen Ost- und Westpreußen dient: — so wird eine rührige, vorausblickende deutsche Diplomatie es mit Freuden begrüßen, wenn es den tapferen Schweden früher oder später gelingt, nach energischer Abwehr der drohenden russischen Invasionsgefahr auch das ihm 1809 gewaltsam entrissene „Land der tausend Seen" einer glücklichen *autonomen* Zukunft entgegenzuführen! — (m.)

Moltke und die orientalische Frage.

Von Dr. Rudolf Peschke, Steglitz.

In dem Aufsatze „Deutschland und die Donaumündungen" wirft Dr. Kruse, Siegen, in den beiden Januarheften der „Osteuropäischen Zukunft" die Frage auf nach dem Verfasser einer vergessenen Schrift „Teutschland und die Donaumündungen" vom Jahre 1844. Eine Reihe von Merkmalen scheint ihm dafür zu sprechen, daß die Schrift aus Moltkes Feder stammt; sie hat in der Tat manches Gemeinsame mit Moltkes damaligen Ansichten über den Orient. Seine Kenntnis orientalischer Verhältnisse und einige äußere Anzeichen könnten die Annahme seiner Autorschaft stützen. Aber diese Vermutung ist wissenschaftliche völlig unhaltbar. Moltke war nicht der einzige Offizier, der mit türkischen Verhältnissen vertraut war. Außer der preußischen Militärkommission befand sich unter den zahlreichen Reisenden jener Tage, die sich bei der politischen Aktualität des Balkanproblems dem Orient zugewandt hatten, auch mehr als ein süddeutscher Offizier; genannt seien nur die Namen des württembergischen Major v. Hailbronner und des — ich glaube bayerischen — Major Buddäus, die beide neben vielen andern, auch neben Moltke, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" über Orient- und asiatische Fragen schrieben.

Auch ich habe vor einigen Jahren jene Schrift des unbekannten Verfassers gelegentlich einer eingehenderen Beschäftigung mit Moltkes Frühzeit in der Hand gehabt, den Gedanken an seine Autorschaft aber sehr bald verworfen. Damals glaubte ich bestimmte Spuren zu haben, wer der Verfasser gewesen, denen zu folgen heute leider die Zeit fehlt. Jedenfalls verrät die Schrift selbst ihre Herkunft aus Süddeutschland; ihr Verfasser dürfte den Kreisen nicht fern gestanden haben, die vier Jahre später in Süddeutschland zum „teutschen" Nationalparlament nach Frankfurt drängten. Schreibart, Stil und Gedankenfügung sind unmoltkisch. Schon die Einleitung mit dem Verlangen nach völliger Preßfreiheit und möglichst gleichmäßiger Volksvertretung enthält Gedanken, die Moltke stets und immer fern gelegen haben. Schon aus dem Stil wird die Autorschaft des späteres Feldmarschalls widerlegt; ein Charakteristikum Moltkescher Schreibart ist es, daß bestimmte Gedanken bei ihm eine solche Formvollendung erlangen, daß sie in derselben Prägung in verschiedenen Aufsätzen und Briefen nicht nur der gleichen Zeit wiederkehren. In dem ganzen Werk findet sich keine einzige solche Stelle.

Es sei gestattet, in Anlehnung an den erwähnten Aufsatz kurz Moltkes damalige Stellung zum Orientproblem zu zeichnen; man wird dann auch wesentliche Unterschiede im Inhalt der Anschauungen sehen.

Außer den in Moltkes gesammelten Schriften wieder abgedruckten Arbeiten aus jener Zeit hat Moltke noch mehrere nicht wieder zugänglich gemachte Aufsätze in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht, die unzweifelhaft von ihm stammen. Aus ihnen und den nach den Denkwürdigkeiten von Dr. Kruse benutzten Aufsätzen der Jahre 1840—44 ergibt sich folgendes (vgl. meinen Aufsatz „Moltke als Politiker", Preußische Jahrbücher Bd. 158):

Moltke hielt damals die Rolle der Türkei für ausgespielt, das ist das A und O aller sich auf orientalische Dinge beziehenden Arbeiten. Die ungeheure Lücke, die durch den Untergang des Sultanreiches im europäischen Staatengebilde entsteht, muß anderweitig ausgefüllt werden. Österreich und Hellas sind berufen, das Erbe anzutreten. Die Verhältnisse würden zunächst dazu drängen, das Reich der Konstantine in Kon-

stantinopel zu errichten. Zum Schutze dieser jungen griechischen Macht gegen das vordringende Russentum müßte sich dann Österreich der Donaufürstentümer annehmen. Zu deren Erstarkung wieder sei die deutsche Auswanderung, statt nach Amerika und der Südsee, dorthin, nach der Mündung des größten deutschen Stromes, der Donau, zu lenken. Auch sonst wäre der Orient ein Ziel, wohin deutsche Kräfte zu leiten seien. So gelangte Moltke zu dem merkwürdigen, offenbar an Friedrich Wilhelms IV. Gedanken hinsichtlich eines evangelischen Bistums Jerusalem anknüpfenden Plan eines deutschen Fürstentums Palästina. In Palästina sollte sich die deutsche Jugend ein Arbeitsgebiet schaffen, wie es England und Frankreich in Asien und Australien getan hätten.

Der Hauptunterschied gegenüber dem Verfasser der Schrift „Teutschland usw." liegt in der Beurteilung der Türkei. Moltke hält sie für erledigt, jener will mit ihr zusammen einen siegreichen Kampf gegen das Moskowiterreich führen — in den vierziger Jahren. Die moskowitische Machtentfaltung jener Jahrzehnte stimmte auch Moltke bedenklich. Listsche Gedanken lassen sich bei Moltke vielfach nachweisen, die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Anschauungen mit dem Verfasser jener Schrift, der sich offen zu List bekennt, ist daher nicht verwunderlich.

Die strategischen Gedanken des Teutschland-Verfassers sind für einen Moltke viel zu wenig solide begründet; ihr wirklicher Wert erscheint einigermaßen zweifelhaft. Die Schrift des Siegener Verlags ist trotzdem eigenartig und interessant; ob man in ihr nicht eher einen nicht gerade glücklichen prophetischen Hinweis auf den unter Ausschaltung Deutschlands nach zehn Jahren ausgebrochenen Krimkrieg erblicken will, besonders bei der Rolle, die England als Rußlands Gegner zugemutet ist, bleibe dahingestellt. (m)

Ist Albanien als selbständiger Staat lebensfähig?

Von Luigi Jakovic aus Djakowa (Albanien).

Bevor noch im Jahre 1904 in Mürzsteg das österreichisch-russische Abkommen geschlossen worden war, hatte man unter Albanien vier Vilajets verstanden, welche von der türkischen Regierung allgemein als die albanischen Vilajets von Kossovo (Üsküb), Monastir (Bitolia), Schkodra und Janina (Arnautlik Vilajets) anerkannt waren, da in allen den genannten Gebieten die albanische Sprache unter der Bevölkerung vorherrschend war.

In jenen Tagen wurde die Frage: Albanien als selbständiger Staat, überhaupt nicht diskutiert. Sie wäre auch ein Absurdum gewesen, denn an die Lebensfähigkeit dieses Staates glaubte nicht eine Seele. Aber dennoch, wenn man die reiche Bodenproduktion dieser Vilajets ins Auge gefaßt haben würde, hätte man diese Frage nicht so rasch zu verneinen vermocht, als dies tatsächlich geschah. Zweifel darüber konnte nur jene erfassen, welche die bezeichneten Gebiete nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt haben.

Der Balkankrieg, in dem Albanien als Gegenstand der Eroberung von gewissen Staaten, wie Serbien, Montenegro, Griechenland usw., aufgefaßt wurde, gab der Frage eine neue Wendung. Die Ententemächte in Verbindung mit Italien hatten auf der Londoner Botschafterkonferenz im Jahre 1913 sich für die genannten kleinen Länder am Balkan stark ins Zeug gelegt und versuchten die albanischen Gebiete stückweise an die Bewerber und guten Freunde ihrer Politik zu verteilen.

Dabei tauchte zuerst die Frage auf, ob Albanien als ständiger Staat lebensfähig sei. Das kam dazu noch von einer Seite, die sich dem jungen Staat nicht gar zu sehr gewogen gezeigt und anfangs von Albanien und Albanern wenig hören wollte, ja nicht einmal geneigt war, diesen neuen Balkanstaat zu dulden.

Wie man eigentlich in diesen Kreisen über Albanien dachte, das hat Prinz Arsen Karageorgiwitsch an der Spitze einer serbischen Armee bei Üsküb im Jahre 1912 nach der Schlacht von Kumanowo offen und ohne Hehl ausgesprochen als er sagte: „Shrie au sime Entourage!" Die miserable albanische Rasse muß man vernichten und die ganze Bande ausrotten!"

Diese etwas kühnen Worte hatte der Prinz an einige albanische Gefangene gerichtet, die aus dem Gefechte ihm vorgeführt worden waren.

Es blieb unbekannt, welche Maßregeln der Prinz Arsen gegen die ihm so verhaßten Albaner damals ergriffen; es hieß, er habe sie massakrieren lassen.

Besser jedoch kennzeichnet die Leiden Albaniens das Buch von Leo Freundlich: „Albaniens Golgatha". Es erschien 1913 in einem Wiener Verlage.

Doch möchte ich mich nicht mit so dunklen Geschichtsbildern befassen, sondern nur darauf hinweisen, daß Albanien auf der Botschafterkonferenz winzig klein zusammenschrumpfte. Es umfaßte damals nicht ein Viertel des wirklich albanischen Gebietes. Die Feinde des Landes wollten Albanien als selbständigen Staat nicht anerkennen. Sie wollten also den Beweis liefern, daß ein Gebiet, das durch seine eigene Bodenproduktion lebensfähig ist, als einiges Albanien nicht in Betracht komme. Diese Auffassung läßt die andere Frage zu: „Ist Montenegro als Staat lebensfähig?"

Die Albanier sind Bergbewohner, doch ist ihr Land weniger durchkarstet als die „schwarzen Berge". Eine häusliche Industrie ermöglicht es, daß der albanische Bauer alles, was er auf dem Leibe hat, aus eigenen Erzeugnissen herzustellen vermag. Von den Opanken bis zur besten Hausleinwand ist alles und jedes einfach aus den Bodenwerten des Landes gezogen, von den Bewohnern selbst bearbeitet, gewebt und fertiggestellt.

Betrachtet man die bunte Vielfältigkeit der landesüblichen Kleidung, so kann man sich erst einen wahren Begriff von dem Reichtum des Landes machen.

Charakteristisch ist, daß der Landstrich Albaniens, von Schkodra angefangen bis zum Skumbifluß, in der Zeit des Mittelalters das produktivste Becken des Adriatischen Meerbusens war. Damals reichte auch das venetianische Gebiet hierher und in Albanien wurden Lieder desselben Ursprungs gesungen. Sie sind heute noch in Büchern zu finden und liefern den Beweis, daß das albanische Land schon zu jenen Tagen eine gewisse Selbständigkeit besaß.

Wenn auch das Land derzeit durch die Witterungsverhältnisse weniger ergiebig ist als vordem und auch sonst durch die politischen Verhältnisse in der Bodenproduktion stark zurückgedrängt wurde, ist es doch im allgemeinen wertvoller als irgendein anderes Gebiet des Westbalkans. Auch muß die Schuld an dem derzeitigen Rückgang in der Bodenproduktion Albaniens wo anders gesucht werden, als bei den Bewohnern selbst.

Durch den Bau von Straßen, Kanälen, Entwässerungen, kurz durch rationelle Arbeit ließe dies sich ungemein leicht beheben.

Wir verweisen nur auf die äußerst dringende Bojanakanalisierung samt der Regulierung der Drina.

Verwirklicht sich diese, dann werden — wie wir mit voller Bestimmtheit hoffen — ungefähr 10 000 Joch fruchtbaren Landes im Nu gewonnen; ein Boden überdies noch, auf dem alle Getreidearten gedeihen würden. Außerdem sind die Velipejaebene bei Pulaj, ferner die Ebenen an den Ufern des Mathflusses, wie auch von Semani, Vojussa und Skumbi, sowie Strecken, in denen kleinere Gewässer dahinfließen, hier besonders in Betracht zu ziehen. Alle diese Sumpf- und Morastgebiete würden fruchtbares Land im Ausmaße von nicht weniger als 100 000 Joch ergeben! Sie alle könnten in schöne und üppige Felder umgewandelt und so dem Land ergiebig gemacht werden. Die auf diese Weise frisch gewonnenen Landstrecken im Verein mit den augenblicklich nur spärlich bebauten Feldern, sowie jene Gebiete, die aus bisher völlig unbekannten Gründen ohne Saat blieben, würden für Mais, Weizen, Gerste, Hafer und andere Kornfrüchte einen äußerst ertragreichen Boden ergeben.

Schon die Beschaffenheit dieser weiten Landstriche könnte mit unglaublicher Leichtigkeit ausgenützt und Albanien in Zukunft sogar ein exportfähiger Staat werden! Als besondere Abnehmer müßte man infolge der raschen und leichten Wasserverbindung Dalmatien besonders in den Rahmen einer Spekulation ziehen. Vor dem Krieg, um nur ein Beispiel anzuführen, suchte Italien das Absatzgebiet für seine Mühlen an der adriatischen Küste, und Albanien wurde hierbei gar nicht mitgerechnet.

Aber nicht allein als Konkurrent auf dem Wege des Handels mit Getreide, sondern auch mit Obst und allen Ölsorten, wie Oliven, Mandeln und sonstigen Früchten, dann mit Edelobst, Äpfeln, Birnen, Zwetschgen und Aprikosen usw., kann Albanien es getrost in der Produktion mit Italien aufnehmen. Sie können an Menge sowohl als in der Güte den italienischen und griechischen Obstsorten vollkommen gleichgestellt werden.

Doch ist zu bemerken, daß es nur der Landstrich an der Küste der Adria ist, welcher in Albanien wirklich ergiebig sich zeigt. Alle anderen Strecken müßten erst in jeder Weise für eine rationelle und gute landwirtschaftliche Arbeit ausgebaut werden.

Das Land besteht vorwiegend aus ungezählten Hügeln und Tälern, wie einzelnen Bergen, die jedoch viel Nutzholz auf ihrem Rücken tragen. Es sind durchwegs Urwälder von Buchen, Tannen, Fichten, Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn und Buchsbaum. Schon allein diese weiten Wälder bieten ein großes Nationalvermögen, wenn sie richtig ausgenützt und ihr Ertrag im Interesse des Landes vorteilhaft verwertet wird. Ein richtiges und strenges Waldschutzgesetz könnte hier unendlich viel Gutes bewirken.

Es ist auch nicht zu vergessen, daß Albanien unendlichen Reichtum an Mineralien aller Arten besitzt, besonders Erze, Kupfer- und Bleierze sind in Hülle und Fülle vorhanden, auch Steinkohle; und erst jüngst entdeckte man eine Reihe von anderen Metallen und Erzadern im Lande.

Alles das kann in späteren Tagen für Industrie und chemische Produktion in den Ländern der Weltmächte reichlichen Absatz finden. Ihm stünde entschieden der Weltmarkt bleibend offen.

Wir müssen aber auch auf den reichen Viehstand Albaniens verweisen. Die großen und saftreichen Weideplätze für Vieh jeder Art und Rasse erleichtern die Zucht ungemein, und Albanien besitzt eine gute Rinderrasse von einheitlicher Abstammung; doch ließe sich diese noch reiner züchten und Blutvermischung ergäbe hier nicht unbedeutende Resultate. Futter ergibt das Land mehr als nötig. Übrigens ist der albanische Büffel als Zugtier nicht zu unterschätzen, denn er ist heute schon eine außerordentliche Hilfskraft für die Bauern dieser Gebiete.

Unterziehen wir das Gesagte einer unparteiischen Kritik, so können wir uns nur darüber verwundern, daß Albanien bisher so ein kleines und fast unbekanntes Land geblieben ist, an dessen selbständige Lebensfähigkeit niemand zu glauben vermag und das von den angrenzenden Nachbarn noch als ihnen feindlich gesinnt betrachtet wird!

Wenn wir auch zugeben müssen, daß die gegenwärtigen landwirtschaftlichen Verhältnisse in diesem Lande nicht als musterhaft angesehen werden können, so muß dabei doch des starken Mangels an Arbeitskräften gedacht werden. In der Gegenwart ist kaum ein Viertel des Bodens bebaut. Treten — was in Bälde zu erwarten ist — normale Verhältnisse ein, oder werden fremde Kapitalien investiert, dann ist es sicher, daß Albanien sich zu einer neuen Kornkammer Europas auswächst. Schon die besondere Ergiebigkeit des Bodens, der Reichtum an Wald- und Erzbeständen müßte den Albaner dazu führen, die Flinte, die stets seine Schützerin gewesen, wegzulegen und zur Pflugschar zu greifen!

Sie allein könnte ihm die Selbständigkeit als Staat gewähren, und das, sobald im Volke normale Verhältnisse geschaffen sind und dieses sich an dieselben gewöhnt hat.

Ist einmal das gesamte Leben der albanischen Bevölkerung geregelt und geordnet, mit richtigen Landesgesetzen ausgestattet, dann wird die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher Albanien als Staat im Rate der Balkanvölker auch mitzureden haben wird.

Daß eine solche Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, beweist uns Bulgarien. Von ihm kann Albanien vieles lernen. Nützt es diese Grenznachbarschaft richtig aus, so liegt das nur in seinem eigenen Interesse, besonders was rationelle Landwirtschaft und Bodenkultur betrifft. Hier muß zuerst eingegriffen werden; das wird kein Mensch leugnen können. Dazu jedoch bedarf es einer unentwegten Arbeitskraft und einer zielbewußten Tätigkeit.

Sie müßten nicht nur die albanischen Bauern, sondern auch jene Beamten entwickeln, in deren Hand augenblicklich das Wohl und Wehe des Landes liegt. Diese höheren Stellen haben Albaniens Schicksal in ihren Händen. Sie bedürfen dazu nur der Zeit und der nötigen Geduld. Geben sie sich mit Freude ihren Aufgaben hin, dann sind wir gewiß, daß sie im Lande der Albaner Gehorsam und Eifer finden würden. Es ist die Sehnsucht des Volkes selbst, endlich in geordnete Regierungsverhältnisse zu kommen und durch dieselbe zu endlicher Ruhe und Anerkennung zu gelangen.

Die Frage, ob Albanien als selbständiger Staat seine Existenz für die Zukunft behaupten können wird, glauben wir mit dem Gesagten bejahend beantwortet zu haben. Die Forderungen Albaniens sind nicht übertrieben, denn sie vertreten nur die wirklichen Interessen seiner Bewohner. Sind oder werden ihnen diese gegeben und garantiert, dann wird der westlichen Kultur auch hier Tür und Tor geöffnet. Damit ist erwiesen, daß dieses Volk am Balkan für die kommende Zeit eine unleugbare Berechtigung hat, selbständig und lebensfähig sich zu entwickeln. (m.)

Rassputins Glück und Ende.

Von Hanns Dohrmann, Berlin-Steglitz.

Nachfolgender Aufsatz erzählt die seltsame Lebensgeschichte Rassputins. Er war als Anhänger des starren Absolutismus ein hervorragendes Werkzeug in der Hand der reaktionären russischen Regierungskreise, die seinen persönlichen Einfluß auf den Zaren ihren Zwecken dienstbar machten, und als tätiger Förderer der russischen Friedensströmungen ein Stein des Anstoßes für die englische Diplomatie. Russische Blätter gestehen es offen ein, daß Rassputin die weitere Teilnahme Rußlands am Kriege gefährdete. Anscheinend hat Englands erster Vertreter in Petersburg, Sir Buchanan, lange vor der Ermordung Rassputins genau um alle Vorbereitungen des Attentats gewußt. Tatsächlich ließ er den russischen Friedensapostel durch Geheimagenten sorgsam überwachen. Wie die Untersuchung ergab, waren diese Agenten in der Mordnacht passive Zeugen der „Hinrichtung". Schließlich ist für die Rolle, die Buchanan bei der Hinwegräumung des lästigen Friedensfreundes ganz im Sinne gewissenlosesten englischen Vorgehens spielte, das Bekenntnis des englischen Schriftstellers Hamilton Fyfe bezeichnend, der gleich nach der Ermordung Rassputins an die „Daily Mail" (4. Februar 1917) voller Genugtuung schrieb: „Sir Buchanan hat erkannt, daß es die liberale Reformpartei ist, die in Rußland die Sache des Verbandes und der Fortführung des Krieges vertritt. Weil Rassputin diesen Zielen im Wege stand, wurde er hingerichtet."

Seltsam und bizarr sind die verworrenen Lebensschicksale, denen man in der russischen Geschichte begegnet. Meist düster und in wunderlich verzerrter Größe zeichnet das russische Lied und die russische Sage, schildert der Griffel des russischen Geschichtsschreibers die Gestalten russischer Vergangenheit. Die Namen all der religiösen Fanatiker und krankhaften Herrscher, der wild-beherzten Abenteurer und in strenger Askese erstarrten Mönche, die durch das unfrohe und rätselvolle Einst des russischen Werdens wandeln, schimmern verschwommen aus einem Dunst von Blut und Weihrauch: Gewalttat und Verzückung, uferloses Begehren und völliges Sichbescheiden, Auflehnung und Aberglauben — Gegensatz um Gegensatz zeichnet dieserart die Zwerge und Riesen aus, die einer um den anderen bestimmend für Rußlands weitere Entwicklung wurden. Das schwerbewegliche Blut und die herrschsüchtige Tücke der Mongolen aber ist in ihnen allen ebenso zur Geltung gekommen wie die wunderliche Freude des Slawen an Hingabe, Demut und Unterordnung und seine scheue Furcht vor der unerbittlichen Selbstherrlichkeit der Naturgewalten. Der russischen Steppen unendliches Meer, das tiefe Dunkel nordischer Urwälder und die geheimnisvolle Naturkraft der russischen Ströme, die vernichtend und gebärend, alljährlich im Lenze sich uferlos über das weite Land ergießen, gaben den großzügigen Rahmen ab, in dessen Grenzen sich diese widerspruchsvolle Mischung slawischen und mongolischen Wesens einförmig vollzog. Unserem Empfinden aber am wenigsten verständlich ist russisches Wesen dort, wo es in der Gestalt religiöser Schwärmer und Fanatiker die rätselvollsten Gegensätze russischen Gefühlslebens verkörpert. Es sind dunkle, dem Bewußtsein nie ganz verständlich gewordene Triebe, die in den leidenschaftlich-ungestümen Gottsuchern Rußlands von den ersten Märtyrern und Kirchenvätern an bis auf Joann von Kronstadt und Leo Tolstoj wirksam waren. Aus der trostlos grauen Masse des Volkes zu pittoresker Größe emporgewachsen, unabhängig davon, ob ihre Kindheit im Bojarenhaus oder in elender Chate wurzelte, und ob das Wechselspiel ihres Lebens seinen Abschluß im Kreml, in dunkler Klosterzelle oder in der feuchten Einsamkeit des Kerkers fand, sind diese sich ewig ergänzenden und bestätigenden Gestalten doch fast nie über die schimmernde Versuchung hinweggekommen, die Autorität ihrer Persönlichkeit irdischen und weltlichen Machtfragen dienstbar zu machen. Gleicherweise gilt das in Bezug auf die abergläubischen und kleinmütigen Mönche, die in fanatischem Wahn an himmlische Wunder glaubten und sich in nacktem Realismus am süßen Gifte weltlicher Macht berauschten, auf die starren Asketen mit der hingebungsvoll-überschwenglichen Liebe für die Jungfrau Maria; und die Legion der Kirchenfürsten und Ketzer, der verschlagenen bäurischen Gottesmänner und uferlosen Weltverbesserer.

Erst aus dem Wesen dieser Gestalten heraus wird auch die rätselhafte Erscheinung jenes vielgenannten sibirischen Bauern und Wundertäters Grigori Rassputin einigermaßen verständlich, der im Rußland der Gegenwart vor unseren Augen durch die merkwürdigen Stadien eines verworrenen Lebensschicksals ging. Aus der armen Weltabgeschiedenheit sibirischen Dorflebens führten auch ihn Aberglaube und der blendende Schimmer religiöser Mystik auf seltsamem Wege in die glanzvolle Umgebung des Zarenhofes und ließen ihn dort geheimnisvolle Macht über den Willen jener gewinnen, die das Reich regieren. Neid und Haß, Wahn und die dumpfe Furcht vor dem unergründlichen Wesen seiner faszinierenden Macht haben ihn nun auf ebenso seltsamem Wege wieder beseitigt; und aus den trüben Wassern der Newa zerrten Soldatenhände seinen verstümmelten Leichnam, zwei Tage nachdem ihm Fürst Felix Jussupow, dem ein Zar diesen glückbedeutenden Namen gab, im selbstverleugnenden Glauben erschossen hatte, eine Befreiungstat zu begehen. Düster und groß und für unsere westeuropäischen Begriffe trotz aller Vertiefung in den Abgrund russischen Empfindens letzten Endes doch unverständlich, reiht sich diese neue Tragödie russischen Lebens den Schicksalen und Gestalten Rußlands wesensverwandt und natürlich ein.

Die Lebensgeschichte Grigori Rassputins, die allein heute einige Aufschlüsse über die Gründe seines schwindelnden Aufstieges und seines jähen Endes zu geben vermag, ist ungewöhnlich und abenteuerlich genug.

In einem verwahrlosten sibirischen Dorfe des Gouvernements Tobolsk, in Pokrowskoje, 80 Werst von der nächsten holzgebauten größeren Siedlung entfernt, hat der Liebling des Zarenhofes als Bauernsohn Kindheit und Jugend verbracht. Auch der zum grobknochigen großen Manne herangewachsene Grigori Rassputin ist bis zu seinem 33. Lebensjahre nie über das armselige Städtchen sibirischer Sträflinge, den öden Ort Tjumenj, hinausgelangt. Dorthin brachte er zweimal jährlich den mageren Ertrag seiner Ernte, Heu und etwas Getreide, auf trostlosen Wegen durch Wald und flaches, ödes Land. Betrunken, ohne Geld, oft auch ohne Pferd und Wagen kehrte der Wüstling von diesen Ausfahrten in sein baufälliges Häuschen am Dorfrand heim. Eine schiefe Windmühle stand daneben; aber Rassputin brachte es kaum einmal soweit, daß ihre Flügel sich drehten. Und Frau und Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, fanden sich nicht selten bei den Nachbarn ein. Im Dorfe stand Rassputin allgemein als Säufer, Raufbold und Schürzenjäger in schlimmem Ruf; denn seinem Namen, der außer „Wegelosigkeit" in einer sinngemäßeren Übersetzung etwa „Zügellosigkeit" bedeutet, machte er Ehre, und in den aristokratischen Salons seiner Petersburger Freundinnen hat er später oft erzählt, wie die Mädchen ihn kreischend flohen.

Aber auch in das Leben dieses zügellosen Mannes trat, wie so oft im heiligen Rußland, eines Tages das Wunder in Gestalt eines fanatischen Mönches, und in scheuem Entsetzen erlebte Rassputin dreiunddreißigjährig alle geheimnisvollen Schauer schwärmerischer Bekehrung. Mileti Saborowski hieß der Mönch, der in einer stürmischen Winternacht bei Rassputin anklopfte und ihn bat, ihm bis Tjumerj Kutscherdienste zu leisten. Trotz des gewaltigen Schneetreibens, in dem man die Hand nicht vor den Augen sah, entschloß sich der Bauer zu dem Verdienst, und die lebensgefährliche Fahrt durch all die weißen Schrecken einer stürmischen sibirischen Winternacht wurde bestimmend für sein weiteres Leben. Eifrig und mit dem Fanatismus des wundergläubigen Asketen redete Bruder Mileti während der Fahrt auf Rassputin ein: er sprach ihm von dem Kampf gegen die fleischlichen Gelüste, von der Wunderkraft des demütigen Gebetes und von der großen Liebe Gottes zu dem armen, verfolgten russischen Bauer. Verstört und völlig gewandelt kehrte der Knecht Gottes Grigori von dieser Ausfahrt in sein Dorf zurück. Ein dunkles, quälendes Ahnen war über ihn gekommen und zwang ihn, sich von den Leuten zurückzuziehen; mitten in einer Hütte grub er ein tiefes Loch und dort verbrachte er Tage und Nächte im Kampfe gegen den Bösen. Wenn er dann finster und ernst wieder unter die Menschen trat und in zusammenhanglosen Worten prophetisch von der Zukunft sprach, lachten die Bauern wohl verächtlich über den bekehrten Raufbold und scherzten derb über seine rätselhaften Aussprüche; aber die Weiber drängten sich doch bald ehrfürchtig um die hagere Gestalt des Riesen in dem verwaschenen blauen Blusenhemd, nannten ihn Gottesmann und holten sich in ihren geistigen und weltlichen Nöten Rat bei ihm. Zur Frühmesse erschien er in der ungeheizten kleinen Dorfkirche lange vor dem Popen, wenn am nächtlichen Himmel noch hell und feierlich die ewigen Sterne flimmerten: die Stirn schlug er sich in wilder Leidenschaft vor dem Hochaltar blutig, und wenn er emsig und mit verzückten Blicken das Zeichen des Kreuzes schlug, wichen die Umstehenden ihm ängstlich aus. Von dem Erscheinen eines neuen „Heiligen" sprach man dann bald mit frommer Scheu nicht nur im elenden Prokowskoje, sondern auch überall in den weltabgelegenen Dörfern und Städten Westsibiriens; und Kranke, Krüppel und Mißgeburten führten die Leute dem neuen Wundertäter gläubig zu.

Um diese Zeit, im Jahre 1902, gingen bereits in Ssamara an der Wolga dunkle Gerüchte über den frommen Gottesmann Grigori um, und die abergläubische Witwe eines unermeßlich reichen Fischhändlers, Anna Baschmakowa, entschloß sich auf Grund dieser Gerüchte zu einer Wallfahrt nach Pokrowskoje. Mitten auf der staubigen Dorfstraße, von Frauen und Mädchen umgeben, fand sie den Schwärmer, über die fleischlichen Begierden predigend. Was er sagte, klang phantastisch und war in aufreizende Form gefaßt: mit Leidenschaft und Hingabe sprach der hünenhafte Apostel, der weder zu lesen noch zu schreiben verstand und den Realismus des Lebens seltsam mit den Mysterien der Religion verbunden wissen wollte, von der

reinigenden Kraft der fleischlichen Liebe und von den süßen Schauern dunkler Ahnungen. Ergriffen und trostbedürftig in ihrer eigenen Not schloß die hysterische Frau sich ihm an und stellte ihm Reichtum und Einfluß zur Verfügung. Im Walde, ums Dunkelwerden versammelte der Gottesmann von da ab seine große Gemeinde von Frauen um ein leuchtend brennendes Feuer; Kreuze wurden errichtet, er und seine „Schwestern" sangen und beteten die wunderlichen Gebete; und wenn das Feuer verlöschte, gaben sich die Mädchen ihrem Apostel demütig hin . . . Es ist selbstverständlich, daß diese Gottesdienste bald die Aufmerksamkeit der geistlichen Behörden auf sich lenkten; in aller Form ward Rassputin für einen Sektierer erklärt, und einige Beamte erschienen auf Bitte des Dorfältesten von Pokrowskoje am Ort, um den ketzerischen Apostel zu vernehmen. Nur die einflußreichen Bekanntschaften retteten ihn damals vor harter Strafe, denn man warf ihm vor, die Mädchen des Dorfes verführt und zwei sogar getötet zu haben. Aber Rassputin, der dieserart zu einer gewissen Macht gelangt war, entschloß sich dennoch, Pokrowskoje, wo ihn die Männer haßten, zu verlassen, und in Begleitung der Baschmakowa hat er sich damals ein Jahr lang in den Klöstern an der Wolga, in Kiew und in Moskau aufgehalten, überall auf seiner Wanderfahrt bereits überlaufen von Frauen und Männern, die inbrünstig an die Wunderkraft seines Gebetes glaubten.

Den ersten entschlossenen Schritt in die Umgebung jenen Glanzes und jener Macht, in der sich Rassputin bald heimisch fühlen sollte, tat er im Jahre 1906, als der Beichtvater des Zaren, Joann von Kronstadt, sich seiner auf Grund geistlicher Empfehlungen warm annahm und ihn als frommen Gottesmann und Prediger des bergeverrückenden Glaubens in die Petersburger Salons einführte. Das selbstbewußte Auftreten des ungebildeten Mannes, der, wie man wußte, noch bis vor kurzem im fernen Osten als Bauer geackert hatte, fiel allgemein auf. Mehr Freunde, Gönner und Verehrer aber schuf ihm der rätselvolle Blick seiner blaugrauen Augen, das Geheimnisvolle seiner wirren Aussprüche und die seltsam aufreizende Form, in die er seine eindringlichen Predigten zu fassen pflegte. In einer Welt nichtstuender, übersättigter Frauen und enttäuschter oder machthungriger Würdenträger mußte dieser Charakter nur zu bald zum Werkzeug fremder Absichten werden. Der Einfluß, den Rassputin bald als geistlicher Ratgeber hoher und willensschwacher höchster Personen genoß, wurde selbstverständlich früh von anderen richtig eingeschätzt und als Mittel zum Zweck ausgebeutet. Und so stieg der einstmalige Bauer rasch und wurde auch in der Welt der täglichen Wirklichkeiten ein mächtiger Mann. Als er daher im Jahre 1907 nach Pokrowskoje zurückkehrte, begleiteten ihn schon seine vornehmen Anhängerinnen, und vor dem neuen schönen Hause, das er für seine fast vergessene und vernachlässigte rechtmäßige Frau hatte bauen lassen, empfingen ihn hohe Verwaltungsbeamte des Gebietes. Von hohen Würdenträgern und Ministern wurde er täglich durch Briefe und Telegramme ausgezeichnet. Und wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den Bauern die große Nachricht, als Ministerpräsident Stolypin nach dem ersten gegen ihn unternommenen Attentat Rassputin telegraphisch zu sich nach Petersburg einlud. Damals siedelte der Gottesmann ganz in die Hauptstadt über und ist seither nur ganz vorübergehend in seinem Heimatsdorf gewesen. Denn die Macht, die der Eigennutz anderer und des Schicksals Laune ihm in die Hand gespielt hatten, begann er nach und nach als ein kostbares Gut zu empfinden. Er wurde anspruchsvoller von Tag zu Tag, gewann langsam persönlichen Einfluß auf die Tagesfragen innerer Politik und durfte an seinen Neidern aus geistlichem Stande zum erstenmal die Macht seiner Persönlichkeit erproben. Die Presse begann damals auf ihn aufmerksam zu werden, und Stimmen wurden laut, die seine Entfernung vom Hofe verlangten; denn es hieß, daß der wunderliche Emporkömmling auf dem besten Wege war, auch in Petersburg jene seltsamen Gottesdienste einzuführen, die einst in Pokrowskoje öffentliches Ärgernis erregt und bittere Klagen veranlaßt hatten.

Als Stolypin in Kiew der Kugel des Mörders Bagrow zum Opfer gefallen war, konnte übrigens auch Rassputins Stellung vorübergehend als erschüttert gelten. Der neue Ministerpräsident Kokowzew wagte es sogar, den Schwärmer im Jahre 1912 aus Petersburg auszuweisen. Aber mit Hilfe mächtiger Freunde und sehr weitgehender Verbindungen erreichte Rassputin es dennoch, daß er gegen den Willen der Regierung in die Residenz zurückkehren durfte. Am Sturze Kokowzews arbeitete er seitdem zusammen mit dem Herausgeber des „Grashdanin", dem mittlerweile verstorbenen alten Fürsten Meschtscherski, tückisch und rachelustig; und als dieser Staatsmann später tatsächlich gehen mußte, durfte sich Rassputin mit Recht für den Sieger halten. An manchem Ministersturze hat er nach diesem ersten Erfolge tatkräftig mitgeholfen, und je mächtiger er wurde, je mehr hochgestellte Personen sich seiner als Werkzeug bedienten, um so größer wurde auch die Zahl seiner Gegner, Neider und Feinde. In Pokrowskoje mußte er im Sommer des Jahres 1914, kurz vor Ausbruch des Krieges, am eigenen Leibe erfahren, wie gefährlich sein blindes Spiel mit Macht und Einfluß, Haß und Feindschaft war. Eine seiner Anhängerinnen aus der Zeit seines ersten Ruhmes stieß ihm in seinem Heimatsdorf auf offener Straße den Dolch in den Leib. Die Fanatikerin, sie hieß Gussewa und war die Schwester eines Sträflings, der, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, in Ketten nach Sibirien geschafft wurde, erklärte, sie hätte die Tat im Bewußtsein vollbracht, Grigori Rassputin sei der Antichrist. Man steckte die Unglückliche in ein Irrenhaus; Rassputin aber, der dieses Mal noch seinem Schicksal entgangen war, kehrte nach Petersburg zurück, fest entschlossen, Sibirien nie mehr wiederzusehen . . .

Im Chaos des Krieges, mitten in einer nervösen, krankhaften Zeit erreichte Rassputins wachsende Macht dann ihren Höhepunkt. Düster wie sein Ursprung und die Menschen, die sich, ähnlich der Gussewa, aus der verblassenden Vergangenheit noch hin und wieder an ihn drängten, stand sein Schatten neben dem Thron des Zaren. Kaum ein Beschluß ist wohl während der letzten zwei Jahre in der Umgebung Nikolais des Zweiten ohne Wissen Rassputins gefaßt worden. Gegen seinen Einfluß haben sich freilich manche Hände drohend erhoben; aber während Witte eines geheimnisvollen Todes starb, Mjassojedow dem Ungestüm verborgener Strömungen geopfert wurde und die Schatten immer wieder neuer Minister über die Bühne des russischen Hofes glitten, blieb Rassputin aufrecht stehen. Gestützt von ein paar lächelnden, schönen Frauen, denen Macht und Machtvollkommenheit ewig nur aufregendes Spiel bedeuten werden, und getragen vom Egoismus regierender Würdenträger und eigennütziger Fürsten, hat der rätselhafte Bauer dem tödlichen Hasse eines ganzen Volkes getrotzt. Der Oberprokureur des Synods Stamarin, Ministerpräsident Stürmer, Chwostow und die ganze Plejade russischer Ministermarionetten hat um seine Gunst gebuhlt und ist von seinem Wohlwollen abhängig gewesen. So weit reichte bereits sein Arm . . . Mit kalter Sicherheit ging er daher auch in der eisigen Nacht vom 29. auf den 30. Dezember 1916 die teppichbelegten Marmorstufen des Jussupowschen Palais zum Vestibül hinauf, obgleich er wußte, daß er dort Todfeinden begegnen würde. Felsenfest vertraute er auf die Macht seiner Persönlichkeit, die er in der verhängnisvollen Blindheit des Bauern für den alleinigen Ursprung alles dessen hielt, was er bedeutete. Aber der Blick seiner Augen, der wohl auf launenhafte Frauen wirken konnte, hat es im entscheidenden Augenblick doch nicht vermocht, die mit der Waffe drohend erhobene Hand des jungen Fürsten Felix Jussupow zu lähmen. Tödlich getroffen ist er zu Füßen seines schönen Mörders in der schwülen Atmosphäre jener Petersburger Aristokratenhäuser zusammengebrochen, die ihn wohl groß gemacht hatten, sich nun aber selbstherrlich wieder das Recht nahmen, das gefährlich und ungefügig gewordene Produkt ihrer Laune zu vernichten. In Rußland, das noch heute eine seltsame Mischung von Europa und Asien bedeutet, wird sich aber kaum jemand ernstlich darüber wundern, daß auf diesen schaurigen Akt der Selbstjustiz am Zarenhofe gleich nach dem Fallen der richtenden Schüsse die undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses herabsanken. (m)

Das mohammedanische Problem des Ostens.

Von Albert Bencke, München.

Schon Peter der Große streckte seine Arme sehnsüchtig nach den Khanaten von Chiwa und Bokhara, als den Hauptetappen auf dem Wege nach Indien, schon in ihm war der Gedanke nach den zwei Meeren lebendig, nach dem Mittelländischen Meer, dessen Zugang in Zukunft durch den Besitz Konstantinopels errungen werden mußte, und nach dem Stillen Ozean, der über Indien zu erreichen war. Mit dem Streben nach Konstantinopel übernahm Peter im Grunde genommen nur die Erbschaft der Kijewer Warägerfürsten aus dem Stamme des Rurik, die im 10. Jahrhundert bereits zu verschiedenen Malen alle Kraft ansetzten, um das in seinem Golde und dem Glanz seiner Zivilisation prangende Byzanz zu gewinnen. Der Konstantinopeler Traum ist wohl vorläufig zu Ende geträumt, dagegen nimmt das indische Wunschbild trotz der heutigen Verbrüderung Rußlands mit England auf Gedeih und Verderb greifbarere Gestalt an. Die Resultate, die der heutige Weltkrieg in der politischen und geographischen Machtverteilung zeitigen wird, werden für die weitere Gestaltung des russischen Dranges nach dem Indischen Ozean von großer Bedeutung sein, ein Hauptfaktor

aber dürfte dabei die Auswirkung dessen sein, was man als das mohammedanische Problem des Ostens bezeichnen könnte.

Nach den neuesten und besten zur Verfügung stehenden statistischen Quellen beträgt die Gesamtanzahl der mohammedanischen Bevölkerung der Erde 201 296 000 Seelen, wovon in runden Ziffern 90 Millionen auf England, 20 Millionen auf Rußland und nur 13 278 000, also etwa $6^1/_2$ Prozent der Gesamtanzahl, auf das ottomanische Reich entfallen. Diese Ziffern sind von Bedeutung, denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Stellung des Kalifates zu den vielen, nicht zum ottomanischen Kaisertum gehörigen Mohammedanern durch den Krieg wesentlich beeinflußt werden, daß sie sich stärker und fühlbarer geltend machen und dadurch auch indirekt eine Wirkung auf jene Staaten ausüben wird, die unter ihren Untertanen eine starke mohammedanische Bevölkerung aufweisen. Dieses Moment dürfte sich vor allem in der künftigen Entwicklung Zentralasiens und der südasiatischen Halbinsel- und Inselwelt geltend machen, wird aber auch an der um die Nordküsten des Schwarzen Meeres und in den Ebenen zwischen Wolga und Ural wohnenden Bevölkerung nicht spurlos vorübergehen.

Wir müssen uns vor Augen halten, daß die russische Herrschaft über seine insgesamt 20 Millionen Mohammedaner, von denen etwa 5 Millionen auf das europäische Rußland fallen, verhältnismäßig jungen Datums ist. Allerdings fällt die erste mohammedanische Aggregation Rußlands bereits in die Zeit Iwans des Schrecklichen, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Khanat von Razan nimmt und den Ural überschreitet. Mit dieser Eroberung beginnt die Zeit der Tatarisierung Rußlands, die den großrussischen Eroberer tiefer umformte, als allgemein angenommen wird, und die vielleicht die Erklärung dafür abgibt, warum sich Rußland mit dem rein tatarisch bleibenden Rest seiner einstigen Zwingherren viel besser, freundschaftlicher abfand, als mit den anderen, nicht zum eigentlichen Großrussentum gehörigen Völkern seines weiten Reiches. Die anderen mohammedanischen Außenposten aber kamen beträchtlich später zum Reich, erst im späten 18. Jahrhundert die Krim, damals ein rein mohammedanisches Tataren-Khanat, Mitte des 19. Jahrhunderts der Kaukasus, dessen mohammedanische Bevölkerung unter Murid Schamil den Russen heroischen Widerstand leistete, 1878 folgte dann Transkaukasien mit Kars und Eriwan. Russisch-Zentralasien endlich ist allerneuester Besitz, in dem Bokhara und Chiwa immer noch einen Schein von Suzeränität bewahren, und der Pamir endlich beschloß vor zehn Jahren die Reihe der russischen Eroberungen in der mohammedanischen Welt.

Das eigentümliche Verhältnis Rußlands zum Tatarentum, das oben angedeutet wurde, ist als Ursache dafür anzusehen, daß die europäischen Wolga-Provinzen Rußlands, Saratow, Simbisrk, Samara, Tobolsk, Ufa und Orenberg, für Rußland nie ein mohammedanisches Problem gewesen sind, wie es überall sonst die mohammedanische Bevölkerung, die ihren Wohnsitz innerhalb eines christlichen Regimes hat, geworden ist. Man ließ dem Tataren als einem stammverwandten Bruder nicht nur vollständige religiöse, sondern auch sehr weitgehende politische Freiheit, und eine energische Orthodoxierung und Bewegung der Bekehrung zur griechisch-katholischen Kirche setzte erst Mitte des 19. Jahrhunderts ein, als ein begeisterter Großrusse, Professor Illmitzky, mit Hilfe der bedeutenden Mittel, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, überall russische Schulen mit Unterricht in der betreffenden Volkssprache einrichtete. Infolge der Tätigkeit Illmitzkys und den zahlreichen orthodoxen Missionsgesellschaften, die sich auf seinen Antrieb bildeten und in seinem Sinne wirkten, wurden damals Millionen von Mohammedanern russifiziert und orthodoxiert. Auch die Tataren fühlten sich durch diese freundschaftlichen Bemühungen zum Russen hingezogen, insbesondere schätzte er die den Unterricht in der Volkssprache erteilenden Schulen, und da er von Natur aus schlau und auf seinen Vorteil erpicht ist, so sah er größeren Gewinn durch den engen Anschluß an das Väterchen in Petersburg als an einen vagen Pan-Turkismus und Pan-Mohammedanismus, der von einigen glaubenseifrigen Ulemas propagiert wurde, der es aber niemals vermochte, stärkere religiöse Kräfte zu entfachen, wie das überall sonst im Mohammedanismus der Fall ist. Rußland sah also in der Behandlung seiner mohammedanischen Bevölkerung, soweit das europäische Rußland in Betracht kam, kein Problem; es ist die Frage, ob es nicht durch die Entwicklung der Zukunft gezwungen wird, doch ein solches zu erkennen, in politischer Beziehung sowohl als in rein religiöser Beziehung. Es ist nämlich eine bezeichnende Tatsache, daß die orthodoxe Propaganda, so bedeutend ihre Anfangserfolge auch waren, bald nicht nur an Kraft nachließ, sondern daß ihr auch die innere Qualität zu fehlen scheint, die erforderlich ist, um das Gewonnene zu behaupten. Wenn seit etwa zehn Jahren eine Anzahl von rund 50 000 bekehrter Orthodoxen wieder Mohammedaner geworden sind, so ist das ein deutliches Zeichen dafür, daß der missionierenden Kraft des Russentums und der russischen Kirche der innere geistige Gehalt fehlt und daß die ganze Arbeit, die damals in Begeisterung begonnen wurde, heute nur mehr gemäß dem Gesetz der Trägheit, der Bewegung, die von selbst nicht stille steht, fortgesetzt wird, aber Erfolge kaum mehr zeitigen kann. In Anbetracht der neuen Stellung, die das Kalifat einnehmen wird, ist in Zukunft eine noch stärkere Reproselytisierung des europäischen Mohammedanertums Rußlands zu erwarten.

So verwandtschaftlich, freundschaftlich die Politik Rußlands gegenüber seinen europäischen Mohammedanern war, so mißtrauisch gestaltete sie sich zu den Mohammedanern Zentralasiens. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand. Es ist vor allem die große Nähe des indischen Mohammedanismus und Afghanistans, das man in Petersburg seit langem als eifrigen Freund Englands betrachtet, der dem russischen Einfluß trotz gelegentlicher Bereitwilligkeit zur Empfangnahme russischer Rubel unzugänglich ist, dann aber die Haltung des zentralasiatischen Mohammedanismus, die eine ganz andere ist als die des europäischen. Die mohammedanische Bevölkerung liebt Rußland nicht, Rußland ist ihr stammfremd, und sie fügt sich daher nur, weil sie sich fügen muß. Der Turkmene ist aber klug genug, um den heillosen Schlendrian, die Unfähigkeit richtiger Organisation, die ihm Rußland als europäische Zivilisation bringt, zu erkennen und zu sehen, daß ihm dieses Regime der Bestechung und Verlotterung nicht zu dem wirtschaftlichen Aufschwung verhilft, den er erwartet. Er hilft sich daher selber, soweit er sich zu helfen vermag, und nimmt im übrigen gerne das von Rußland an, was ihm dieses zu bieten vermag. Rußland hat vor allem in dem Lande, nach dem besten, was es dort geschaffen hat, der Organisation des Kranken- und Hospitaldienstes, Schulen gegründet, und hat jetzt dort 170 Schulen mit russischen Lehrern in Betrieb, die von etwa 5—6000 Schülern besucht werden. Was will aber das heißen gegenüber den 8000 mohammedanischen Schulen mit mehr als 140 000 Schülern, die allerdings nur zum geringen Teile das quantitative Wissen vermitteln, welches die russischen Schulen spenden, dafür aber im allgemeinen qualitativ Besseres

leisten als die durchschnittliche russische Schule. Während Rußland auch hier in religiöser Beziehung fast völlige Freiheit walten läßt, übt es politisch einen starken Druck auf jeden einzelnen aus, der von der durchschnittlich sehr intelligenten Bevölkerung schwer empfunden wird. In Zentralasien ist daher das Gefühl der Fremdherrschaft immer lebendig und bedarf daher immer nur eines starken Anspornes und einer sich bietenden günstigen Gelegenheit, um sich zu äußern.

Wir sehen aus diesen kurzen Darlegungen, daß sich aus der mohammedanischen Welt unter Rußlands Zepter in Zukunft Fragen ergeben können, die für die Politik des Zarenreiches große Bedeutung haben dürften. Viel hängt von dem Einfluß ab, den das Kalifat in Zukunft gewinnt, viel von der Stellung Rußlands zu England, durch welche die zentralasiatische mohammedanische Frage ihre künftige Gestaltung erhalten wird. (m)

Die Transportwege aus Deutschland nach der Levante.

Von Eugen Löwinger, Berlin.

Die Exportfähigkeit eines Industrieerzeugnisses hängt von seinem Preise ab. Je niedriger der Preis, desto größer der Verbrauch und um so größer die Bestellungen der Käufer an den Exporteur oder Exportfabrikanten.

Ein wichtiger Punkt für die Preisbildung ist der Transportsatz. Bei vielen minderwertigen, d. h. bei Warengattungen, wo das Verhältnis zwischen Wert einerseits, Gewicht und Volumen andererseits sich derart gestaltet, daß es sich um geringwertige Artikel handelt, spielt die Höhe der Transportkosten eine maßgebende Rolle. Zumeist trifft dies bei den sogenannten Massenartikeln zu, welche auf den Absatzmärkten eine starke Aufnahmefähigkeit finden.

Je nach den Kaufbedingungen hat der Verkäufer oder Käufer für die Transportkosten aufzukommen und deren Höhe bei der Preisbestimmung der Ware zu berücksichtigen. Die Wahl des Transportweges liegt dem Frachtzahler ob.

Die Rücksichten, welche bei der Wahl des Transportweges mitspielen, sind vielerlei Art. Bei den Massentransporten wird es weniger auf einen schnellen Transportweg ankommen, wie auf die Billigkeit des Gesamtfrachtsatzes.

Als billigster Transportweg ist aus Deutschland wohl der Weg über Hamburg oder Bremen und ab da mit der deutschen Levantelinie anzusprechen. Mittel- und Norddeutschland neigt nach den genannten deutschen Verschiffungshäfen, während Süddeutschland unter Umständen vielleicht über Triest bei Verschiffung durch den österreichischen Lloyd sich besser steht. Im allgemeinen darf jedoch der Grundsatz festgelegt werden, daß die billigste Verlademöglichkeit von Deutschland nach der Levante im kombinierten Levantetarif durch die deutsche Levantelinie in Hamburg und Bremen liegt. Wie sehr dieser Weg Vorteile bietet, kann man ja der Tatsache entnehmen, daß vor Ausbruch des Krieges neben der deutschen Levantelinie noch zwei andere Reedereien sich dem deutsch-levantinischen Transportgeschäfte gewidmet haben, wenngleich diese letzteren auf den kombinierten Tarif nicht rechnen durften. Die deutschen Eisenbahnverwaltungen haben ihre billigen Anteile zum Zwecke der Bildung des Levantetarifes lediglich der deutschen Levantelinie zugestanden. Die Transportfristen richteten sich nach den Abfahrtstagen ab Hamburg oder Bremen. Der Fahrplan der deutschen Levantelinie ist nach bestimmten Gesichtspunkten ausgearbeitet gewesen und war darauf berechnet, die hauptsächlichsten Bestimmungshäfen direkt von Hamburg aus zu berühren und die Zeiträume zwischen den Abfahrten möglichst kurz zu halten.

Für Massentransporte kam auch der Umschlag in Regensburg oder Passau in Frage. Von diesen beiden Donauhäfen aus gingen die Sendungen nach Galatz oder Braila, von wo aus die Weiterleitung durch die Schiffe des österreichischen Lloyd oder durch andere Schiffsgesellschaften besorgt wurde. Eine weit teurere, aber kürzere Linie wurde durch den Dienst der rumänischen Staatsbahnen über Konstanza geboten. Auf diesem Wege gelangten die Sendungen mit der Bahn nach Konstanza und wurden mit den Dampfern der rumänischen Staatsbahnen weitergeleitet. Die rumänischen Staatsbahnen unterhielten einen Dienst nach den Eschellen des Schwarzen Meeres und durch die Dardanellen bis in das Ostbecken des Mittelländischen Meeres. Der Weg über Triest ist bereits von uns erwähnt worden. Er ist von deutschen Plätzen namentlich dann gewählt worden, wenn die Güter Eile hatten, dennoch aber der teure Bahnweg umgangen werden sollte. Der Fahrplan des österreichischen Lloyd in Triest war so ausgebildet, daß nach den Hauptplätzen der Levante sogar zweimal wöchentlich Abfahrten zur Verfügung standen. Da die Dampfer von Triest aus, beispielsweise Ägypten, in vier Tagen erreichten und Konstantinopel in fünf bis sechs Tagen, so ist es verständlich, daß die Verschiffung über Triest für mancherlei deutsche Transporte vorteilhaft lag.

Der Bahnweg über Belgrad war für eine ganze Reihe von Sendungen der gegebene. Für hochwertige Waren, für solche, die an bestimmte Lieferfristen gebunden waren, für Sendungen, die ohne Verpackung zur Expedition gelangten, konnte nur der Schienenweg in Frage kommen. Dadurch, daß jetzt die Bahnlinie nach der Levante von den Verfügungen der serbischen Regierung unabhängig wird und nachdem ferner über Rumänien weitere Anschlüsse verfügbar geworden sind, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Bahnlinien, wie vor dem Kriege, auch nachher den größten Teil der levantinischen Transporte an sich ziehen werden.

Aus unseren kurzen Darlegungen ist zu ersehen, daß, wie wir bereits angedeutet haben, jeder Transportweg an bestimmte Voraussetzungen gebunden ist. Wie die verschiedenen Umstände sich geltend machen werden, sobald der Krieg zu Ende ist und die verschiedenen Transportwege den Einflüssen unterliegen, die die Neugestaltung der Dinge geschaffen hat, läßt sich heute noch nicht sagen. Um z. B. nur einen Punkt hervorzuheben: Der Schiffsmangel im Schwarzen Meere wird jedenfalls dazu beitragen, daß die Wege über Konstanza, Galatz und Braila viel weniger gewählt werden als früher. Denn die Seefrachten werden überhaupt hoch und das verfügbare Schiffsmaterial ungemein gering sein. Diese Umstände werden natürlich auch bei den Verschiffungen ab Hamburg und Bremen eine bedeutsame Rolle spielen. Mit der Erhöhung der Frachten wird weniger zu rechnen sein auf dem Donauwege. Die Frachtbildung auf der Donau wird kaum besondere Verschiedenheiten aufweisen mit den Sätzen, die vor dem Kriege und gegenwärtig notiert werden. Sehr wahrscheinlich dürften auch die Eisenbahnfrachtsätze eine empfindliche Erhöhung erfahren.

Die verfügbaren Wege aus Deutschland nach der Levante sind, wie wir dargelegt haben, ziemlich zahlreich. Jede hat, wenn man so sagen darf, ihre Besonderheit. Umstände, die in der Hauptsache auf die Wahl

der Wege einwirken, haben wir erwähnt. Daneben kommen selbstverständlich noch andere Rücksichten in Betracht. So beispielsweise die Frage der Versicherung. Die Übergangszeit zu normalen und gleichmäßigen Verhältnissen in den Transportwegen und Transportlasten nach der Levante, wird voraussichtlich eine lange sein. Die Kaufmannschaft, welche das Levantegeschäft betreibt, steht in der Transportfrage vor großen Aufgaben, deren Lösungsmöglichkeiten heute noch nicht übersehbar sind. (Z.)

Die Völkerwanderungen der Gegenwart.

Von Dr. Karl Leonhard.

Man kann beinahe sagen, solange die Welt steht, geht der Zug der Völker der Erde von Osten nach Westen. Im Zeichen dieses Zuges stand nicht nur die „Völkerwanderung“ am Eingange des christlichen Zeitalters, sondern auch die Gründung der nordamerikanischen Staaten. Im Zeichen dieses Völkerzuges von Ost nach West steht das Vordringen Japans und wird das Vordringen des von Japan zu organisierenden China stehen, und im Zeichen dieses Völkerzuges von Ost nach West steht der seit Peter dem Großen von Rußland betätigte Drang nach dem Westen, nach der germanischen Ostsee und nach dem Atlantischen Ozean. Deutschland hat in Verfolg dieses Zuges 1870/71 sich ebenfalls nach Westen (Elsaß-Lothringen) ausgedehnt und heute Belgien und Ostfrankreich erobert. Aber man wolle folgendes bedenken: Wenn Deutschland, das im Herzen Europas liegt, sich behaupten will, muß es diesem Zug der Völker nach Westen nicht folgen und sich von Rußland nicht nach Westen drängen lassen, als daß es vielmehr diesem Zug sich entgegensetzen und auch nach Osten sich ausdehnen muß. Nach diesem Gesichtspunkt muß es Rußland als seinen eigentlichen Erbfeind erkennen, weil das von Asien her drängende Rußland die Westvölker, in erster Linie Deutschland, nach Westen zu schieben strebt. Ich sage, Deutschland muß sich dem entgegensetzen und muß, wenn es sich in diesem Völkerzug und wenn es sich Rußland gegenüber behaupten will, nach Osten streben und den Osten erobern. Mit anderen Worten: Deutschland muß das wieder aufnehmen, was vor 700 Jahren der Deutsche Ritterorden getan hat. Nicht mit dem Strom nach Westen, sondern gegen den Strom nach Osten muß es Eroberungen machen. Livland wurde schon Ende des 12. Jahrhunderts von Deutschen besiedelt, im Jahre 1201 gründete der Bremer Domherr Adalbert von Apeldorn Riga, dann bewirkte der Deutsche Ritterorden eine Massenbesiedlung der Ostseeprovinzen, und gegen 1275 war das ganze Gebiet bis über die Düna dem Deutschtum unterworfen.*) Wir kommen auf diese Frage der neuerlichen Eindeutschung dieser Ländergebiete zurück und wollen zuvor unter diesen wichtigsten Gesichtspunkt des fortlaufenden Völkerzuges von Ost nach West einen Blick auf die russische Politik und die Ziele des gegenwärtigen Krieges richten. Als Peter der Große Petersburg gründete, folgte er wiederum nur diesem Streben der Völker nach Westen und legte den Grund zu der im engeren Sinne europäischen, im besonderen auf das Ostseegebiet gerichteten Politik Rußlands, die sich dann später in der Finnlandpolitik fortsetzte. Man stellt heute dieses Verhältnis recht oft falsch dar und tut so, als ob Rußland bestrebt sei, sein Land von der westeuropäischen Kultur abzusperren: nein, vielmehr will es mit seiner asiatisch-russischen (Un-)Kultur Westeuropa überfluten. Und was den gegenwärtigen Krieg betrifft, so muß aus allen hier gemachten Darlegungen unser Bestreben darauf gerichtet sein, Rußland wieder nach Osten und nach Asien hinüberzudrängen und die alten Deutschlande der Ostseeprovinzen, einschließlich Ingermanland und Petersburg, wieder in unsere Hand zu bekommen. Ich bin in diesem Betrachte weder mit Ad. Bartels, der den Nachdruck auf Südwestrußland legt und die Hauptsache Petersburg ganz vergißt, noch mit unserem Generalstabe einverstanden, der in erster Linie auf Petersburg hätte losgehen sollen. Der ganze Krieg steht und fällt in seiner Bedeutung, die er für Deutschlands Zukunft hat, nicht nur mit der Abweisung Englands, sondern auch mit der Eroberung Petersburgs. Petersburg, das die Russen in zwölfter Stunde russisch umgetauft haben, muß — wir sollen den Mut haben, diesen Gedanken zu fassen und uns an ihn zu gewöhnen und wäre er noch so riesengroß — deutsch werden, und die Ostseeprovinzen müssen bis einschließlich Petersburg deutsch werden, auf daß die Ostsee wieder unser wird — wenn anders wir nicht in 20 Jahren abermals vor einem Krieg mit Rußland stehen wollen. Wir dürfen uns, wie nicht oft genug betont werden kann, nicht immer wieder nach Westen drängen lassen, der Westen fällt uns von selbst zu: den Osten aber müssen wir erobern, und Kaiser Wilhelm muß im Okzident das tun, was einst Alexander der Große im Orient getan hat: auch diese größten Eroberungszüge des Altertums setzten sich dem Zug der Völker von Ost nach West entgegen. Wenn Deutschland selbst ausgesprochen westeuropäisches Land wäre, könnte man sagen, daß es vergebliche Mühe wäre, sich diesem Völkerzug entgegenzustemmen: da es aber ein Reich der Mitte ist, soweit Europa in Betracht kommt, hängt seine Existenz davon ab, ob es im Osten vorangeht, statt zurückzugehen. Gegenwärtig, und zwar schon seit Mitte November, liegen Petersburg und Kronstadt im Eise, und es ist seit Beginn des Krieges von seiten unserer Flotte nicht versucht oder nicht erreicht worden, Petersburg anzugreifen. So bleibt die Hoffnung auf 1917. Aber es gibt auch Landwege nach Petersburg, und eine Bahnlinie läuft von Hapsul im Westen Estlands über Baltisch Port und Reval nach Petersburg. Es wäre also möglich gewesen, an dieser Bahn, die längs der Küste läuft, in einem Hafen Truppen zu landen, abgesehen davon, daß auch auf dem, wenn noch so langen Landweg von Ostpreußen durch die uns freundlich gesinnten Ostseeprovinzen Petersburg zu erreichen gewesen wäre. Auch von Libau und Windau führen Eisenbahnlinien nach Pernau und Riga und von dort nach Reval und Petersburg. Beide, Baltisch Port und Reval, sind zudem verhältnismäßig lange eisfrei und der Hafen von Libau friert niemals ganz zu, und der Kriegshafen von Riga, Dünamünde, scheint keine große Bedeutung zu haben.*) Aber selbst wenn der eine oder andere dieser Vorschläge nicht ausführbar wäre, würde ich daran festhalten, daß ich auf seiten unseres Generalstabes vor allem den Drang vermisse, überhaupt ein Vorgehen auf Petersburg ins Auge zu fassen. Man wolle doch bedenken, daß das russische Reich seine Gründung ebenso wie seine Entwicklung sehr

---

*) Vgl. die kleine Schrift von Prof. Ad. Bartels „Westrußland deutsch“ (Seite 8/9). Genau in unserem Sinn sagt Bartels: „Im Jahre 1226 kam der große Hochmeister des deutschen Ritterordens mit wenigen Gefährten ins Culmerland; es war die Geburtsstunde des weltgeschichtlichen Werkes des Deutschen Ordens.

*) Vgl. Dr. Hans Praesent: „Militärgeographische Skizze der russischen Ostseeküste“. „Grenzboten“ 1914, Nr. 42.

wesentlich deutschem und schwedischem Unternehmungsgeist verdankt, und heute wie vor elfhundert Jahren könnte das russische Volk zu uns kommen und sagen: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es herrscht keine Ordnung in ihm; komm, um sie zu schaffen und über uns zu herrschen.“ Vor elfhundert Jahren nämlich war es Rurek, auf russisch Rurik, einer der germanischen Wäringer, den die slawischen Fürsten ins Land riefen, und der mit zwei Brüdern und den Rodsmännern, d. s. Ruderern seiner schwedischen Heimat, nach Rußland zog*): nach ihnen wurde das neugegründete Reich Rußland genannt, und nennen die Finnen noch heute die Schweden Ruotse oder Russi. Der genannte Rurek aber wurde Fürst in Neustadt (Nowgorod), und die ersten Großfürsten von Neustadt, Helge (Oleg) und Ingoar (Igor) führten nordische Namen. Wieviel aber im übrigen von der russischen Kultur, soweit man von einer solchen sprechen kann, auf Rechnung Deutschlands kommt, ist zur Genüge bekannt.

Wir bedauern, daß die drei skandinavischen Reiche, die eine Zurücktreibung Rußlands aus dem germanischen Ostseegebiet nach dem asiatischen Osten mindestens in gleicher Weise angeht als uns, bisher noch nicht sich dazu entschließen konnten, die Offensive gegen Rußland zu ergreifen und sich offen auf die Seite Deutschlands zu stellen. In erster Linie kommt dabei Schweden in Frage, auch deshalb, weil sein Kolonialland Finnland heute russische Provinz ist.**) Schweden ist die gleichsam von der Natur gegebene nächste feindliche Macht Rußlands und würde auch bei einem für Rußland günstigen Ausgang des jetzigen Krieges den ersten Anprall auszustehen haben. Darüber soll es sich bei aller „Neutralität“ nur keinen Täuschungen hingeben. Schweden ist der unmittelbare Nachbar Russisch-Finnlands und sein südlicher Teil ist dem Finnischen Meerbusen, in dessen Bucht Petersburg liegt, vorgelagert. Sven Hedin und Fahlbeck haben in wahrhaftig genügender Weise Zeugnisse dafür beigebracht, wie sehr Schweden darauf bedacht sein muß, sich Rußland gegenüber seiner Haut zu wehren. Schweden selbst ist mächtig und stark geworden und hat die nächste Anwartschaft, das Erbe Frankreichs als Großmacht anzutreten. Seine Handelsflotte ist schon jetzt derjenigen Österreich-Ungarns gleichzusetzen und seine Industrie hat in den letzten Jahren einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen. Daß es sich militärisch und nautisch vor Rußland nicht zu fürchten braucht, hat jedenfalls Sven Hedin dargetan. Warum also zögert es, offen an die Seite Deutschlands zu treten? Sind seine Beziehungen zu Deutschland nicht auch in der Vergangenheit enge genug gewesen, um ihm diesen Schritt nahezulegen? Mit Hilfe Lübecks hat Gustav Wasa, der Schöpfer der schwedischen Reiches, eine schwedische Flotte gegründet, im Mai 1522 erhielt Schweden von Lübeck zehn Kriegsschiffe mit 900 wohlgerüsteten deutschen Matrosen und allem Kriegsmaterial: das war der Anfang der schwedischen Flotte. Und was den deutsch-schwedischen Handel betrifft, so hat er in den letzten Jahren seit der Eröffnung der Dampffähre Saßnitz—Trelleborg einen neuen Aufschwung genommen. Schon im Jahre 1910 aber übertraf der Handelsumsatz mit Deutschland denjenigen mit Großbritannien und Irland, demgegenüber derjenige mit Rußland ebensowenig in Betracht kommt, als derjenige mit Frankreich. Vor allem ins Gewicht fällt aber die Tatsache der Blutsverwandtschaft zwischen Schweden und Deutschen gegenüber dem gemeinsamen Feind. Die Stimme des Blutes vor allem sollte Schweden an die Seite Deutschlands rufen. Was die schwedische Flotte betrifft, so möchten wir Schweden an seine ruhmreiche Vergangenheit als Seemacht erinnern. Schon im 16. Jahrhundert wuchs die schwedische Flotte zu einer achtunggebietenden Macht, so daß sie zusammen mit der dänischen und holländischen Flotte die der Hansa völlig von der Ostsee verdrängen konnte. Im Jahre 1676 bestand sie aus 61 Fahrzeugen mit 2196 Kanonen und fast 12000 Mann Besatzung. Den Zeitungsnachrichten nach hat die Besatzung des mächtigen englischen Überdreadnought Audacious, der am 24. November 1914 auf eine Mine geriet und versank, 900 Mann betragen. Das schwedische Flottenflaggschiff Stora Kronau aber, das der große schwedische Admiral Clas Uggla in der Schlacht bei Öland am 1. Juni 1676 befehligte, hatte eine Besatzung von 820 Köpfen. Stora Kronan sank in jener Schlacht oder vielmehr es flog in die Luft, desgleichen das Flaggschiff Svärdet mit 600 Mann Besatzung, aber im Jahre 1710 bereits hatte Schweden wieder eine Flotte fertig von 21 Linienschiffen. Heute hat Schweden in der Hauptsache Küstenpanzerschiffe von ca. 3500 t. Auch Oskar II., der 1905 von Stapel lief, mit 4700 t, ist ein Küstenpanzerschiff, desgleichen das zuletzt in Bau gegebene „Sverige“ mit 7000 t und vier 28-cm-Geschützen, 21 Knoten laufend. Vielleicht wäre es an der Zeit, zumal der Kattegat zu den schwedischen Gewässern gehört, daß die Schweden den Bau großer, seetüchtiger Kriegsschiffe in Angriff nehmen. Auch Norwegen hat sich in der Hauptsache auf die Verteidigung seiner Schärenküsten eingerichtet, obwohl man die Norweger das erste Seevolk der Erde nennen kann, denn im Verhältnis zu ihrer nur $2^1/_2$ Millionen betragenden Bevölkerung haben sie weitaus die größte Handelsflotte der Welt. Auch absolut genommen steht Norwegen mit 1597 Dampfern und 597 Segelschiffen an vierter Stelle in der Welt, wobei hier (Lloyds Register) nur Schiffe mit mindestens 100 Registertonnen gezählt sind, andernfalls würde das Verhältnis für Norwegen noch weit günstiger sein. Dänemark aber, das selbst einen so bedeutenden Admiral wie Niels Juel hervorgebracht hat, sollte sich an Nelsons Beschießung Kopenhagens im Jahre 1801 und die Wegnahme der dänischen Flotte durch die Engländer ohne vorhergegangene Kriegserklärung im Jahre 1807 erinnern, ohne den Drang Rußlands nach der Ostsee, deren Macht im Westen wesentlich in die Hand Dänemarks gegeben ist, aus dem Auge zu lassen. Leider haben die skandinavischen Länder jahrhundertelang gegenseitig sich befehdet und zerfleischt, statt gegen den gemeinsamen östlichen Feind sich zu rüsten, und Dänemark hat u. a. im Jahre 1675/76 einen Krieg gegen Schweden geführt, das seinerseits vorher unter Karl X. in den Wintern 1658/59 Kopenhagen belagerte, und als Karl XII. von Schweden 1709 seine Niederlagen in Rußland erlitten hatte, schloß Dänemark ein Bündnis mit Peter dem Großen und bekriegte Schweden. Wenn damals das von seinem König entblößte Schweden von Rußland vernichtet worden wäre, dann hätte also Dänemark Hilfe dabei geleistet. Zum Glück kam es anders. Aber diese Beispiele zeigen das alte, bedauerliche Erbleiden der germanischen Völker, die allzugroße Individualisierung und Dezentralisation, derzufolge verwandte Brüderstämme sich gegenseitig befehden. Heute sollte der Selbsterhaltungstrieb die skandinavischen Völker dazu bringen, einmal nicht untereinander uneinig zu sein, als vielmehr sich eng zusammenzuschließen und andererseits sich an Deutschland anzuschließen. In Dänemarks Handelsausfuhr nach dem Ausland nimmt Deutschland die zweite Stelle ein, die-

---

*) Vgl. Gustav Sundbörg: „la Suède“ und den Aufsatz: „Die Gründung Rußlands durch die Schweden“ in der Zeitschrift „Ueberall“, Oktober 1914.

**) Vgl. hierüber die Schrift: „Nordland-Politik“ von Dr. Heinrich Pudor. Verlag Felix Dietrich, Leipzig.

jenige Rußlands kommt dem gegenüber überhaupt nicht in Betracht. Überdies nimmt die dänische Handelsflotte im besonderen in der Ostsee einen so bedeutenden Rang ein, namentlich was feste Organisation der Linienreederei betrifft, daß sie unserem Ostseehandel geradezu als Vorbild dienen kann.*) Auch in bezug auf die neuen Großmotorschiffe steht Dänemark, das im Jahre 1913 nicht weniger als sieben Großmotorschiffe in Bau hatte, voran. Im übrigen nimmt die dänische Handelsflotte unter den Handelsflotten der Welt die dreizehnte Stelle ein und steht zwischen denjenigen von Spanien und Griechenland.

Wenn wir vorher sagten, daß der Zug der Völker der Erde solange die Welt steht von Osten nach Westen geht, so ist auf der anderen Seite in der Gegenwart in immer stärkerem Maße die Verlegung des Schwerpunktes nach Norden hinauf unverkennbar. Dem germanischen Norden gehört die Zukunft. Die Nordländer sind die Zukunftsländer. Im Süden ist Greisenalter, Abgelebtheit, Verbrauchtheit, Unfruchtbarkeit. Im Norden ist Jugend, Frühling und Sonnenaufgang. Der Norden wird, nachdem er sich zusammengeschlossen und Rußland zu einem Vasallenstaat gemacht hat, den Völkern der Erde gebieten und den drohenden Kampf mit der farbigen Rasse siegreich bestehen. (Z.)

*) Vgl. hierzu den Aufsatz: „Die Handelsflotte Norwegens, Schwedens und Dänemarks“ in der Zeitschrift „Ueberall“, November 1914.

Der türkische Theodor Körner.

Von Paul Dehn, Berlin.

Um die Zeit des Krimkriegs entsandte die türkische Regierung eine Anzahl junger befähigter Türken nach Paris zur Ausbildung auf Staatskosten. Paris galt damals als der Mittelpunkt europäischer Zivilisation. Von dieser Zivilisation wollte man lernen. Einer dieser jungen Türken, Schinassi Efendi (1826—1871), schlug ein, machte sich um die Reinigung der türkischen Sprache verdient und wurde der Vorläufer der jungtürkischen Bewegung auf literarischem Gebiet.

Zu seinen Schülern gehört Kemal Bey (1840 bis 1888), der fruchtbarste Dichter des Jungtürkentums, der leidenschaftlichste Verkünder seiner nationalen Bestrebungen. Außer geschichtlichen und politischen Schriften veröffentlichte er eine große Anzahl von Gedichten und Schauspielen, konnte aber nicht zur Geltung kommen, weil der Sultan Abdul Hamid in jeder jungtürkischen Regung eine Gefahr für seinen Thron erblickte und sie mit harter Hand unterdrückte. Kemal Bay mußte es erleben, daß seine sämtlichen Werke verboten wurden, Er selbst starb in der Verbannung.

Kemal Bey war Jungtürke im edelsten Sinne. Er empfahl seinen Landsleuten, sich die Vorzüge europäischer Kultur anzueignen, und verlangte politische und soziale Reformen, stellte aber die selbständige nationale Entwicklung voran und suchte das osmanische Nationalbewußtsein zu beleben. Nachdrücklich nahm er Stellung gegen den Materialismus, zu dem viele Jungtürken sich bekannten. In seinen Schriften gab er zu bedenken, daß der Materialismus die heiligsten Gefühle, also auch die Vaterlandsliebe, erschüttert habe. Mit eindringlichen Worten begründete er die Vaterlandsliebe. Unser Wesen, sagte er, ist ein Teil unseres Vaterlandes, an das unsere teuersten Jugenderinnerungen sich knüpfen. Unsere Freiheit, unsere Ruhe und unser Recht sind vom Wohle des Vaterlandes abhängig. In ihm liegen diejenigen begraben, die uns das Leben gegeben haben, und unsere Nachkommen, die als Fortsetzung unseres Daseins erscheinen, werden in ihm zu leben haben. In dem Vaterlande erblickte er die Vereinigung echt menschlicher Gefühle und Bedürfnisse, wie Nationalität, Freiheit, Gemeinwohl, Eigentum, Familienleben und Jugenderinnerung.

Nur ein einziges der Dramen Kemals, das patriotische Schauspiel „Heimat oder Silistria“, kam 1876 unter dem reformfreundlichen Ministerium Midhat Pascha in Konstantinopel zur öffentlichen Aufführung und erweckte so große Begeisterung, daß sich Straßenkundgebungen daran knüpften, die den Sultan Abdul Hamid veranlaßten, jede weitere Aufführung zu verbieten. Eine deutsche Übersetzung dieses Dramas veröffentlichte Professor Pekotsch in Wien 1887. Es spielt im Jahre 1854, zur Zeit der Belagerung von Silistria durch die Russen. Aus Monastir, fern in Albanien, eilt der junge Islam Bey an die Donau, um für das Vaterland zu kämpfen. Er liebt Sekije, die ihn nicht ziehen lassen will. „Ich muß gehen und müßte ich meines Vaters Grab zerstampfen, müßte ich selbst über den Leichnam meiner Mutter hinwegschreiten, wüßte ich auch, daß du meinetwegen sterben wirst! Bedenke einmal: die Heimat schirmt eines jeden Recht und Leben. Bedarf sie aber des Schutzes, dann müssen die Söhne des Vaterlandes mit Peitschen an die Grenze getrieben werden. Jede Spanne Erde der Heimat ist mit dem Blute eines unserer Vorfahren getränkt, und doch will keiner auch nur zwei Tränen um sie vergießen. Die Heimat, die vierzig Millionen Seelen ernährt, besitzt nicht vierzig, die bereit wären, für sie zu sterben. Die Heimat, deren schimmerndem Schwert einst mehrere Mächte ihr Bestehen verdankten, kann sich selbst jetzt nur mit Hilfe mehrerer Mächte schützen, diese Heimat, deren Bedeutung unsere Männer nicht verstehen, deren Namen unsere Frauen nicht gehört haben . . . Wie ich, so muß ein Soldat beschaffen sein, damit jede Hoffnung, jeder Wunsch seines Herzens, sobald vom Vaterlande die Rede ist, verschwinde, gleich den Sternen am Morgen . . . Daß in unserem Lande das patriotische Gefühl noch so unentwickelt und schwach ist! . . . Nicht lange und du siehst mich wieder vor dir, geziert mit Ehrenzeichen, aus Bajonettstichen und Kugelwunden gefertigt.“

Ebenso begeistert spricht Islam Bey zu seinen mitziehenden Kampfgenossen. Nicht Sold, nicht Beute, nicht Bequemlichkeiten seien zu erwarten. „Ist es in eurer Macht, euren Körper nur für eine zur Deckung des Landes bestimmte Schanze anzusehen, euch von jetzt an schon als gestorben zu betrachten und den Tod absichtlich aufzusuchen?“ Alle folgen ihm begeistert nach Silistria, auch Sekije heimlich im Soldatenrocke ihres gefallenen Bruders. In Silistria herrscht patriotische Begeisterung, die Soldaten stimmen einen nationalen Chorgesang an:

Unser Sinnen, unser Trachten gilt der Heimat hoch und hehr,
Unser Körper ist die Festung, ist der Landesgrenze Wehr,
Heldentod im Schlachtgewühle ist für uns das Losungswort.
Weg den Leib! Wir sind Osmanen! Unser Name lebe fort!

Der Oberst ist feige und rät zur Übergabe, wird aber von den entrüsteten Hauptleuten eingekerkert. Der Kampf beginnt. Islam Bey wird schwer verwundet und von Sekije gepflegt. Ihr lange vermißter Vater, der mit Unrecht von einem Kriegsgericht de-

gradiert worden war, ist dabei: „Du kennst doch die Mitglieder der damaligen Kriegsgerichte . . . Erinnert Ihr Euch dieser Herren, die es nur dadurch vorwärts brachten, daß sie ihren selbst nur um einen Grad höheren Vorgesetzten die Pfeife stopfen, für sie Einkäufe besorgten, ihre Füße küßten, wohl auch von ihnen Prügel einsteckten.“ Ergreifende Auftritte folgen, zumal, da Islam in seinem Pfleger Sekije erkennt. Mit ihr und einem tapferen Feldwebel, der lustigen Person des Schauspiels, unternimmt er das tollkühne Werk, die feindlichen Pulvertürme zu zerstören. Dichterisch empfunden ist Sekijes Abschied vom Leben. „Gott hat mir also mein eigenes Blut zur Brautausstattung bestimmt . . . Und doch, hat man einmal vom Leben abgesehen, erscheint einem der Tod durchaus nicht so schrecklich; ja, wenn er leibhaftig mir entgegenträte, ich würde mich nicht scheuen, auf ihn loszugehen.“

In ihrem Unternehmen werden Islam Bey und seine Genossen vom Glück begünstigt. Der Feind zieht von der Festung ab. Islam zerstört große Pulvervorräte im feindlichen Lager. Alle drei kehren lebend zurück. „Komm, mein Held“, ruft der Kommandant dem taptapferen Islam zu. „Sei in dieser und jener Welt gesegnet. Du hast allen Patrioten ein erhebendes Beispiel gegeben. Wenn die Heimatsliebe sich verkörpern könnte, müßte sie deine Gestalt annehmen.“ Islam aber antwortet: „Als ich von hier auszog, fühlte ich mich so groß wie das Reich; denn des Reiches wichtigste Interessen standen und fielen mit mir, ich hatte die Kraft von zwölftausend Osmanen; denn mit der Ausführung des Dienstes, der diesen Zwölftausend oblag, ward ich allein betraut. Gleich meinem Reiche unterzugehen und die Welt in Angst und Schrecken zurückzulassen, von Millionen Seelen wie von mutterlosen Waisen beweint zu werden, gleich zwölftausend Helden in blutigem Ringen vor dem Feinde zu fallen und in der Geschichte als Einzelner wie eine Armee gefeiert zu werden — welch erhabener Ruhm für einen Menschen!“ Islam und Sekije können sich endlich vereinigen. An die Verteidiger Silistrias aber richtet der Kommandant noch Worte rühmlichster Anerkennung. Auf den Einwand Islams, daß die Osmanen auch ohne fremde (englische, französische und italienische) Hilfe ihr Land hätten verteidigen können, sagt der Kommandant mäßigend: „Warum sollen wir nicht zufrieden sein, wenn die Humanität, die Zivilisation unsere Rechte anerkannt hat und zu unserer Unterstützung herbeigeeilt ist? Was uns ziert, ist Vaterlandsliebe, nicht aber Hochmut.“

In seinen Schauspielen und Schriften zeigt Kemal Bey sich als ein nationaler und patriotischer Osmane. Folgen die Jungtürken der Tat von heute dem Geiste ihres großen Verkünders, so werden sie die richtigen Bahnen einschlagen zur Wiederbelebung des türkischen Volksbewußtseins, zur Wiederaufrichtung des türkischen Reiches auf nationaler Grundlage. (Z.)

Mitteilungen.

Rußland als englisches Ausbeutungsziel. Wie sehr Greys kurzsichtige Wirtschaftspolitik sich der Denkart des englischen Industriellentums eingewurzelt hat und wie ahnungslos man dem Umschwung gegenübersteht, der sich in Rußland wie die todbringende Flammenschrift des Belsazar ankündigt, zeigen die Auslassungen eines britischen Industriellen, Leslie Urquaart, der ein Menschenalter hindurch Bergwerks- und Industrieunternehmen geleitet hat, die in der Ukraine belegen sind und mit englischem Kapital geschaffen wurden. In einem Vortrag, den er in der Royal Society of Arts in London kürzlich über die wirtschaftliche Entwickelung Rußlands und die Anteilnahme Englands gehalten, sind folgende Gesichtspunkte für uns von hohem Interesse.

Nach meinen Aufstellungen werden nach dem Kriege Rußlands ausländische Zahlungen (Zinsen, Amortisation) auf seine alten und neuen Anleihen einen außerordentlich hohen Betrag darstellen. Vor dem Kriege betrugen diese Zahlungen 45 000 000 Pfund Sterl.; diese Summe konnte seitens Rußlands entrichtet werden infolge Überwiegens der russischen Ausfuhr über die Einfuhr, das sich im Durchschnitt der Jahre 1908 bis 1912 auf rund 35 Mill. Pfd. Sterl. stellte. Wenn sich die Handelsbilanz Rußlands nach dem Kriege nicht ändert, wird es gezwungen sein, viele Millionen Pfd. Sterl. in Gold an das Ausland abzuführen. Rußlands Goldförderung beträgt jedoch im Jahre nur rund 6 000 000 Pfd. Sterl. und es ist ausgeschlossen, daß dieser ganze Betrag ins Ausland wandert, da alsdann eine Zerrüttung des bisherigen geldwirtschaftlichen Systems eintreten müßte. Ferner dürfte es Rußland schwerlich gelingen, nach dem Kriege im Ausland Anleihen aufzunehmen, da ganz Europa selbst an Geldmangel leiden wird. Für Rußland bleibt demnach der einzige Ausweg, einerseits seine Ausfuhr nach Möglichkeit zu erhöhen — wobei es versuchen muß, anstatt der Rohstoffe mehr Fabrikate und Halbfabrikate auszuführen, andererseits seine Einfuhr auf solche Waren zu beschränken, die das Land selbst nicht hervorbringt. Rußlands Ausfuhr betrug in den Jahren 1909 bis 1913 durchschnittlich 142 280 000 Pfd. Sterl., davon entfielen auf Lebensmittel 90 590 000 Pfd. Sterl., auf Rohstoffe und Halbfabrikate 49 000 000 und auf Fabrikate 2 690 000 Pfd. Sterl. Die Holzausfuhr hat sich von 6½ Mill. in 1905 auf 16½ Pfd. Sterl. in 1913 gehoben. Ungeachtet dieser raschen Steigerung befindet sich die Ausbeute des Russischen Waldreichtums noch in einer traurigen Verfassung. Diesem Reichtum nach müßte Rußland auf dem Welt-Holz-Markt die erste Stelle einnehmen und der einzige Lieferant für die europäischen Staaten werden. Noch im Jahre 1900 bezog England aus Rußland an Holz nur für 6 203 000 Pfund Sterl. bei einer Gesamteinfuhr von 25 084 000 Pfd. Sterl.: im Jahre 1913 war die Einfuhr aus Rußland schon auf 13 622 000 Pfund Sterl. bei einer Gesamteinfuhr von 29 998 000 Pfund Sterl. gestiegen; ein Beweis, in welchem Maße es Rußland verstanden hat, seine Konkurrenten zu verdrängen. Nach dem Kriege können wir mit einer großen Entwickelung der russischen Holzwirtschaft rechnen. Die Ausbeutung der russischen Wälder, speziell in Nordrußland, wird durch die während des Krieges entstandenen neuen Transportstraßen (Murmanbahn usw.) sowie durch die Verbesserung und Erweiterung der nordischen Häfen bedeutend erleichtert. Seitens der russischen Regierung und der Holzindustriellen sind schon jetzt Maßnahmen getroffen worden, um die Verarbeitung des Holzes in Rußland selbst vorzunehmen. Bisher hat Deutschland die Einfuhr von bearbeitetem Holz durch hohe Einfuhrzölle sehr erschwert; es bezog große Posten Rohholz, um es als Fabrikate wieder in die anderen Länder Europas auszuführen. Das beste Mittel, um Rußlands Naturreichtum zu heben, ist die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes; für das englische Kapital würde es ein sicheres und sehr nutzbringendes Geschäft sein, sich bei der zu erwartenden großen Eisenbahnbautätigkeit zu beteiligen; bisher hatte England für Eisenbahnbauten in Argentinien, Brasilien, Chile, Kuba, Mexiko, Peru und der Türkei 1 521 041 000 Pfd. Sterl. angelegt; es ist Zeit, sich dem Osten zuzuwenden. Mit der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes wird auch die russische Industrie einen großen Aufschwung nehmen und der englischen Kapitalswelt ist dringend eine Beteiligung zu empfehlen. In den Jahren 1907 bis 1913 hat England 1 127 000 000 Pfd. Sterl. im Auslande investiert, davon entfielen auf Rußland nur 46 214 000 Pfd. Sterl. Die Beteiligung englischen Kapitals in Rußland ist nicht nur gewinnbringend vom Handelsstandpunkte aus, sondern auch von großer politischer Bedeutung. Die industrielle Stärkung Rußlands ist eine indirekte Schwächung Deutschlands, und ein mächtiges Rußland verstärkt unsere eigene Gefahrlosigkeit. (m)

Russische Trugbilder in der ukrainischen Schulfrage. Der 5. November 1916 war ein Tag des Trumpfes für die Moskowiter, konnten sie doch nun den Ukrainern einreden, die Mittelmächte hätten sie endgültig im Stich gelassen und nur in den erstickenden Armen Väterchens sei ihr Heil.

Nun hieß es rasch Potemkinsche Dörfer für die Ukrainer aufstellen, um sie ganz wieder herüber zu locken. So sind die Anträge von Ukrainern, welche in den Semstwositzungen zutage getreten sind und von den russischen Behörden geduldet, ja gefördert wurden, nichts als das übliche Betrugspiel der Newapolitiker. Die Antragsteller und ihre Anhänger sollen in die Täuschung versetzt werden, als ginge es nun voran mit der Erhaltung ihrer nationalen Sprache und als sei damit ihrem Untergang „im russischen Meer“ vorgebeugt.

Nach dem Poltarski Denj hat sich der Semstwoverordnete J. Chutornyi in der Kreissemstwoversammlung in Romny für die unverzügliche Einführung der ukrainischen Unterrichtssprache in den Volksschulen der Ukraine ausgesprochen. „Die russische Unterrichtssprache“ — führte Chutornyi aus — „ist dem ukrainischen Volk unverständlich, ein Umstand, der oft zu Mißverständnissen führt. Die Kinder kämpfen mit sprachlichen Schwierigkeiten, da sie sich nur unter unsäglicher Mühe des Lehrers die fremde Sprache aneignen, bald aber nach dem Verlassen der

Schule das Russische verlernen". Auf diese eigenartigen Verhältnisse sei die Ursache des Analphabetismus in der Ukraine zurückzuführen. Der Referent beantragte, die Kreissemstwoverwaltung möge das Ministerium der Volksaufklärung um die Einführung der ukrainischen Unterrichtssprache in den Volksschulen angehen. Dieser Antrag wurde von der Kreissemstwoverwaltung einstimmig angenommen. — Analoge Beschlüsse wurden in letzter Zeit auch von anderen Kreissemstwoverwaltungen des Gouvernements Poltawa gefaßt. So begründeten die Semstwoverordneten in Myrhorod ihren Beschluß folgendermaßen: „In Anerkennung dessen, daß eine Regelung der Schulverhältnisse für die kulturelle Entwickelung der Bevölkerung unumgänglich notwendig ist, und daß in den Gebieten mit ukrainischer Bevölkerung die Schule ihren erzieherischen Zweck wegen der fremden Unterrichtssprache und ihrer ganzen Einrichtung nicht erreicht, sollte: 1. in den Elementarschulen jener Gebiete, wo die Bevölkerung ukrainisch ist, die ukrainische Sprache im Interesse eines befriedigenden Abschlusses des Unterrichts als Unterrichtssprache eingeführt werden. 2. Der Unterricht der russischen Sprache als Staatssprache sollte als obligater Gegenstand erst im dritten Schuljahr beginnen. 3. Die Schulbücher müßten hinsichtlich der Sprache und des Inhaltes den Lebensverhältnissen der betreffenden Ortschaft angepaßt und das Studium der ukrainischen Sprache, Geographie und Geschichte in das Programm der Elementarschulen unbedingt aufgenommen werden. 4. Zwecks Vorbereitung der Lehrer für die Elementarschulen solle in den Lehrerseminaren, pädagogischen Schulen und in den pädagogischen Klassen an den Mädchengymnasien das Studium der ukrainischen Literatur, Geographie und Geschichte eingeführt werden. 5. An den höheren Lehranstalten dagegen in den Gebieten mit ukrainischer Bevölkerung Lehrkanzeln für das Ukrainische gegründet werden, um die Lehrer und Professoren an den pädagogischen Anstalten und Kursen entsprechend vorzubereiten." — Auch in dem Gouvernement Tschernіow nimmt die Bewegung für die Nationalisierung des Schulwesens in der Ukraine sichtlich zu. So hat das Borsener Kreissemstwo in Übereinstimmung mit den Beschlüssen der übrigen Kreissemstwoversammlungen an das Unterrichtsministerium gleichfalls ein Gesuch um Genehmigung der ukrainischen Unterrichtssprache in den Semstwoschulen eingerichtet. Die Kreissemstwoversammlung in Tscherniow ging sogar weiter, indem sie die Regierung aufforderte, auch in Mittelschulen die ukrainische Sprache als Unterrichtssprache einzuführen, namentlich in den Lehrerbildungsanstalten die ukrainische Sprache und Geschichte als Lehrgegenstände zuzulassen. Auch für die Errichtung von ukrainischen Lehrkanzeln an den Universitäten in der Ukraine (Kijiw, Charkiw, Odessa) sprachen sich die Tscherniower Kreissemstwoverordneten aus, indem sie den Kreislandtag ersuchten, ihre Forderungen zu unterstützen. In dem Ausschuß der Kreissemstwoverwaltung beriet sich der als hervorragendster ukrainischer Schriftsteller bekannte Semstwoverordnete M. Mohylanskyj auf die Ausführungen des Dumaabgeordneten Kowalenko, der trotz seiner Angehörigkeit zur extremrechten Partei die in der Ukraine geübte Versuchung der ukrainischen Schulen mit aller Entschiedenheit verurteilte. Ob die Bewegung für die Nationalisierung des ukrainischen Schulwesens fruchten wird, wird sich schon bald zeigen. Angesichts der Entlassung des Unterrichtsministers Ignatjew, der sich grundsätzlich für die Errichtung von ukrainischen Mittelschulen erklärte, wird man in der Ukraine nicht allzu große Erwartungen hegen, wenn auch allerdings die neue russische Regierung liberalen Anstrich bekommen hat.

Das politische Verständnis der Ukrainer für den Gauklertrug der russischen Regierung ist viel zu tief begründet, als daß sie nicht wüßten, daß es den ukrainischen Schulen nach Friedensschluß wieder genau so geht, wie 1905 den ukrainischen Hochschulkursen in Kijiw. (m) Thudichum.

Reichsdeutsche Hilfe für Siebenbürgen. Der Verein für das Deutschtum im Ausland veranstaltet zum Besten der durch den Krieg schwer geschädigten Siebenbürger Sachsen, deren Leistungen für das deutsche Gesamtvolk auf ihrem schweren vorgeschobenen Posten keines besonderen Rühmens bedürfen, eine vom preußischen Reichskommissar genehmigte Sammlung: jeder volksbewußte Deutsche sollte sich ihr anschließen. Zu diesem Zweck erläßt der Verein nachsehenden Aufruf: Weit über 100 000 siebenbürgische Deutsche wurden durch den plötzlichen Einbruch der Rumänen in Siebenbürgen heimatlose Flüchtlinge und fanden nur notdürftigste Unterkunft in den verschiedensten Teilen Ungarns. Ihre Getreidevorräte mußten von den eigenen Truppen verbrannt werden, damit sie nicht in die Hand des Feindes fielen; ihr Viehstand konnte nicht mehr gerettet, von ihrer fahrenden Habe nur mitgeschleppt werden, was sich unter den Armen davontragen ließ. Mit einem Schlage sind Tausende unserer Siebenbürger deutschen Volksgenossen bettelarm geworden. Der Feind ist verjagt, aber wie viele werden ihre Heimstätten verödet und verwüstet wiederfinden! Gewiß wird in Ungarn selbst das möglichste getan, aber die Mittel reichen nicht aus, dem unübersehbaren Elend zu steuern, sind doch neben den Siebenbürger Sachsen auch mindestens eine halbe Million Madjaren von Haus und Hof vertrieben. Schnelle Bruderhilfe für die ins Elend Getriebenen tut not. Das siegreiche deutsche Schwert half ihnen die Heimat befreien, deutsche Herzen und Hände sollen sie in der herben Not des Tages hegen und stützen, sollen mitarbeiten, die Heimat aus der Verwüstung neu erstehen zu lassen. Als auch im Habsburgerreich für den Wiederaufbau Ostpreußens gesammelt wurde, spendeten die Siebenbürger Sachsen opferfreudig für das zerstörte Gerdauen. „Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen", sei jetzt auch unsere Losung im Reich! Deutsche Außenposten auf wichtigstem und gefährdetstem Grenzwall Südosteuropas gilt es zu stärken. Deutschen Brüdern soll Hilfe werden, die, treue und vaterlandsliebende Bürger ihres ungarischen Staates, mehr als sieben Jahrhunderte hindurch in harten Kämpfen deutsche Art und Sprache fest bewahrt, opferwillig die lebendige Fühlung mit dem fernen Mutterlande durchgehalten haben. Mitzuwirken, daß sie nicht in banger Vereinsamung den Mut verlieren, deutsch zu bleiben, — in ihnen den Glauben an unseres Volkes Größe und Zukunft aufrecht zu erhalten, — Treue um Treue zu bewahren, — das sei auch in diesem Falle reichsdeutschen Volkes freudig erfüllte Ehrenpflicht! Spenden werden erbeten an die Direktion der Diskonto-Gesellschaft, Depositenkasse, Berlin W. 62, Kleiststraße 23, für Rechnung des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Sammlung für deutsche Flüchtlinge aus Siebenbürgen. (m)

Für das Rote Kreuz in Bulgarien. Bis Ende 1916 erhielt die Bulgarische Gesandtschaft in Berlin für das Rote Kreuz insgesamt 197 000 M. (m) D.

Kaiser Wilhelm für sein bulgarisches Regiment. Auf Befehl Kaiser Wilhelms wurden 120 Stück des Buches von Dr. Bogdan Krieger: „Der Kaiser im Felde" den Unteroffizieren und Soldaten des 12. Balkanregiments übermittelt, dessen Chef der Kaiser ist. (m) D.

Rumänische Verblendung. Ein Besitzer reicher Ölfelder in Ploesti, Ingenieur M., zerstörte, als die Truppen des Vierbundes sich der Stadt näherten, mit eigener Hand die Frucht seiner langen Arbeit und zündete seine Petroleumfelder an. So berichtete die „Nowoje Wremja" vom 23. Januar mit dem Hinzufügen, daß dieser Rumäne nach Odessa geflüchtet, ein Bettler geworden ist und bittere Not leidet. (m) D.

Ein Bulgare über Kaiser Wilhelm. In der neu gegründeten bulgarischen Monatsschrift „Obcht Pregled" veröffentlichte St. N. Koledaroff, Schriftführer der bulgarischen Schriftstellergesellschaft, einen längeren Aufsatz über Kaiser Wilhelm, den das „Echo de Bulgarie" am 3. Februar in französischer Übersetzung brachte. (m)

Balkan-Orient-Filmgesellschaft m. b. H. Ende Februar 1916 wurde in Berlin eine Balkan-Orient-Filmgesellschaft m. b. H. gegründet mit der Absicht, Films auf dem Balkan und im Orient unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen und kulturellen Aufklärung dieser Länder zu vertreiben. Geschäftsführer ist Major Gottfried Steuer in Berlin. (m)

Verkehrspolitische Vierverbandsträume. Anfang 1917 bereiste ein italienischer Handelsausschuß das russische Reich, um unmittelbare Handelsbeziehungen anzubahnen. Wie dessen stellvertretender Vorsitzender, zugleich Vorsitzender der Handelskammer von Genua, Oberti, äußerte, ist es vor allem notwendig, zwischen Rußland und Italien eine Landverbindung zu schaffen, die von den Mittelmächten unabhängig ist. Zu diesem Zweck machte er einige erheiternde Vorschläge. Von Bordeaux aus soll über Mailand, Triest, Fiume, Belgrad, Bukarest eine Überlandbahn von 3420 km betrieben werden, die, abgesehen von einer Lücke von 200 km zwischen Fiume und Bukarest bereits fertig sei. Ferner verlangte er eine Verbindung von Mailand über Brindisi mit Überfahrt nach Valona, von da nach Monastir und Konstantinopel, die nach Herstellung der Lücke von 254 km eröffnet werden könnte. Anscheinend gilt es im feindlichen Lager für eine ausgemachte Sache, daß fortan Fiume, Serbien und Albanien dem Machtbereich des Vierverbandes angehören werden. Vorläufig ist die Voraussetzung dafür, die Niederlage der Mittelmächte, nicht gegeben, und man wird sich in Petersburg wie in Genua noch einige Zeit gedulden müssen. (m)

Ein Appell der Ukrainer an Nordamerika. Da Präsident Wilson in einer seiner Kundgebungen sich für die Freiheit aller Völker auf national-staatlicher Grundlage aussprach, so hat der Vorstand des Bundes „Ukraina" in Wien als Vertreter der russischen Ukrainer im Ausland an den Botschafter der nordamerikanischen Union in Wien ein Schreiben gerichtet und darin auf die Unterjochung von 35 Millionen Ukrainern durch Rußland hingewiesen. In Rußland seien die Ukrainer ihrer nationalen Grundrechte beraubt und dürften nicht einmal ihre Sprache anwenden. Dagegen hätten sie in Galizien und der Bukowina unter dem Schutze der österreich-ungarischen Regierung volle Freiheit genossen, und erst als russische Truppen ukrainische Teile Galiziens und der Bukowina besetzten, hätte man ihnen die ukrainische Sprache wieder verboten. Schließlich sprach der Bund „Ukraina" die Erwartung aus, daß die Bestrebungen des ukrainischen Volkes nach selbständigem staatlichen Leben bei dem Präsidenten Wilson Unterstützung finden werden, eine Erwartung, die sich bei den engen Beziehungen der nordamerikanischen Union zum Vierverband, also auch zu Rußland, schwerlich erfüllen dürfte. (m)

Verantwortlicher Schriftleiter: In Vertretung Paul Dehn, Berlin-Zehlendorf. Verlag J. F. Lehmann in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Gerhard Reuter in München-Pasing. Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München.